3/1999 · DM 10 ISSN 0175-9485

wir selbst

Zeitschrift für nationale Identität

10 Jahre
Wir sind ein Volk

Schwarz Rot Gold!
Lieder aus der Zeit der 1848er Revolution, jugendbewegt gesungen und gespielt von Sängern und Musikanten der Deutschen Gildenschaft. Vorwort von Karlheinz Weißmann, alle Texte.
CD: DM 30.–

Birkler *Nur der Himmel und der Wald Hörst du nicht die Bäume rauschen*
Die *Birkler*, das ist eine Gruppe mit Freude am freien Fahrtenleben, am Singen und Musizieren. Auf mittlerweile zwei Tonträgern bieten sie ehrlich empfundene Volksmusik vom Mittelalter bis in unsere Zeit, vom einfachen Fahrtenlied bis hin zu mehrstimmigen Chorsätzen, je 12 Seiten Liedtexte, je ca. 60 Minuten Spielzeit.
CD: DM 29.– MC: DM 19.–

GOETHE – lyrisch
Gedichte sind gemalte Fensterscheiben
Über 40 Goethe-Gedichte, gesprochen und gesungen, thematisch angeordnet und alle im Beiheft ausführlich kommentiert. Ein Vorwort führt in den Grundton der Lyrik Goethes ein. Aus der Reihe LITERATON.
CD: DM 25.–

O Täler weit o Höhen
BERLINER MOZARTCHOR
26 bekannte deutsche Volkslieder: O Täler weit/Am Brunnen vor dem Tore/Mit Lust tät ich ausreiten/Ännchen von Tharau/Klein wild Vögelein/Sah ein Knab/Innsbruck ich muß dich lassen u.v.a. Mit Texten.
CD: DM 28.–

Die Schallquelle Musikvertrieb · Postfach 1105 · D – 89555 Steinheim · Fon: (07329) 9219-95 Fax: -96

Liegt unsere Rettung in unseren Ursprüngen?

Deutschlands erstes Magazin mit den Themenschwerpunkten:

- **Naturvölker**
- **Historische Stämme**
- **Neue Stämme und Gemeinschaften**
- **Unabhängigkeitsbewegungen**
- **Zwergstaaten**

Die faszinierende Welt von "Stämme" erscheint 2-monatlich

Einzelpreis DM 9,80 (erscheint 2-monatlich)
Jahresabo (6 Hefte) DM 56,-- inkl. Porto
Fordern Sie ein gegen 7,-- DM Porto ein Probeheft an

beim

Frey & Steinmetz-Verlag
Floßergasse 3, 87629 Füssen
Tel. 08362/940 502 Fax 08362/6418

Alles im Fluß?

Die Deutsche Umwelthilfe e.V. fördert Projekte zur Erhaltung lebendiger Flüsse in Deutschland. Helfen Sie mit, den Lebensraum von Eisvogel, Wasseramsel, Biber, Salamander und vielen anderen Tierarten zu erhalten.

Bitte unterstützen Sie diese wichtige Arbeit mit einer Spende und fordern Sie unser Informationsmaterial an!

Mit Visa- oder Eurocard können Sie jetzt auch telefonisch spenden:
07732/99 95-0

Spendenkonto:
7997
Frankfurter Sparkasse
BLZ 500 502 01

Bitte schicken Sie mir:
- ❑ Informationsmaterial zur Aktion "Lebendige Flüsse". DM 5,- in Briefmarken liegen bei.
- ❑ Informationen über den Förderkreis der Deutschen Umwelthilfe e.V.

Name:
Straße:
PLZ/Ort:

Deutsche Umwelthilfe
Güttinger Straße 19, 78315 Radolfzell

Hannes Bahrmann, Christoph Links (Hg.)
Bilderchronik der Wende
Erlebnisse aus der Zeit des Umbruchs 1989/1990
176 S., 165 z.T. farbige Abb., gebunden
ISBN 3-86153-188-7
49,80 DM/sFr.; 364 öS

Ein Bilderbuch der Erinnerungen. Fotografen dokumentieren den politischen Umbruch. Zeitzeugen schildern ihre Erlebnisse an den entscheidenden Tagen der Wende.

Hannes Bahrmann, Christoph Links
Chronik der Wende
Die Ereignisse in der DDR zwischen 7. Oktober 1989 und 18. März 1990
304 S., 16 Abb., Klappenbroschur
ISBN 3-86153-187-9
19,80 DM/sFr.; 144 öS

Von der Entmachtung der SED über den Aufbruch zur Demokratie bis zur Wiedervereinigung.

Begleitbuch zur ARD-Fernsehdokumentation

Ch. Links Verlag, Zehdenicker Straße 1, 10119 Berlin, Telefon (030) 44 02 32-0, www.linksverlag.de

Ch. Links

.

☐ **Abonnement**: Hiermit abonniere ich die Zeitschrift *„wir selbst"* zum Preis von DM 46 für vier Ausgaben; Schüler und Studenten (mit entsprechender Bescheinigung) zahlen DM 36, jeweils inklusive Versandkosten.
Sollte ich *„wir selbst"* nicht mehr lesen wollen, kann ich jederzeit kündigen. Bereits bezahlte Ausgaben werden noch zugestellt, eine Erstattung erfolgt nicht.

☐ ***„wir selbst"*-Förderabo**: Ich unterstütze das Projekt *„wir selbst"* mit einem Förderabo in Höhe von ☐ DM 100 ☐ DM 200 ☐ DM .....

☐ ***„wir selbst"*-Freundeskreis**: Ich möchte *„wir selbst"* weiterverbreiten und bestelle von dieser Ausgabe 10 Hefte zum ermäßigten Preis von DM 90.

Bitte einsenden an: *wir selbst,* Postfach 200222, 56001 Koblenz

Name, Vorname: .....

Straße, Nr. .....

PLZ, Wohnort .....

Datum, Unterschrift .....

Gewünschte Zahlungsweise:

☐ durch Bankeinzug

Bankleitzahl.....

Kontonummer.....

Geldinstitut.....

☐ gegen Rechnung

☐ Scheck liegt bei

Vertrauensgarantie: Mir ist bekannt, daß ich innerhalb einer Woche (Poststempel entscheidet) schriftlich widerrufen kann. Die Abobestellung ist nur gülig, wenn diese Vertrauensgarantie ebenfalls unterschrieben ist.

Datum, Unterschrift

.....

Alfred M. de Zayas: **Zur Aktualität des Rechtes auf die Heimat** – *Henning Eichberg:* **Verfassungspatriotismus heißt Krieg.** Über das deutsche Psychodrama im Kosovo und die Rechnung ohne das Volk. – *Arno Surminski:* **Der Schrecken hatte viele Namen. – „Meine Familie kommt aus..."** Kurzinterviews u.a. mit *Herbert Fleissner, Otto H. Hajek, Janosch.* *Herbert Ammon:* **Politisch-psychologisch brisant.** Die Vertreibung in der deutschen Zeitgeschichtsschreibung – **„Die Identität der Palästinenser wiederherstellen."** Interview mit *Abdallah Frangi,* dem Leiter der Generaldelegation Palästinas

1-2/1999 168 S., **DM 20**

Jean Ziegler: **Globalisierung – Tod der Gesellschaft**
„... was heißt dann noch ‚Volkssouveränität'?" *Arno Klönne* im Gespräch
Dieter E. Zimmer: **Neuanglodeutsch**
Hans Magnus Enzensberger: **Von den Zumutungen der Kulturpolitik**
Winfried Knörzer: **Kampf der Kulturen – die Vorstellung wird abgesagt! „Das scheinbar Aussichtslose versuchen".** *Rüdiger Nehberg* im Gespräch
Bernd Rabehl: **Nationalrevolutionäres Denken im antiautoritären Lager der Radikalopposition zwischen 1961 und 1980**

3-4/1998 124 S., **DM 20**

Herbert Ammon: **Die Linke, die Moral und die Nation**
Günther Nenning: **Paradies als Heimat – Heimat als Paradies**
Henning Eichberg: **Der „Brief aus Sachsen, die Linke und das Volk**
Die Partei des „totalitären Alptraums". Interview mit *Siegmar Faust*
Winfried Knörzer: **Der flüchtige Charme des Linksnationalismus**
Sascha Jung: **Der Hofgeismarkreis der Jungsozialisten**
Alfons Benedikter über **Südtirol**
Interview mit dem Kinderbuchautor *Otfried Preußler*

2/1998 96 S., **DM 10**

H. Eichberg: **Leben mit Grenzen**
Irenäus Eibl-Eibesfeldt: **Warum wir die Natur lieben und dennoch zerstören**
H. Eichberg: **Volk, folk und Feind**
Hans-Joachim Maaz: **Die Mauer in den Köpfen**
Thea Bauriedl: **Die Notwendigkeit von Grenzen in Beziehungen**
Sigrid Früh: **Grenzen und Grenzüberschreitungen in Märchen und Sage**
Dieter Clemens: **Bioregionalismus**
Baldur Springmann: **Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen**

1/1998 92 S., **DM 10**

Henning Eichberg: **Der Unsinn der „Konservativen Revolution".**
Markus Josef Klein: **Die romantische Komponente.** Zur Verbindlichkeit des Begriffs der Konservativen Revolution
Paulus Buscher: **konservative revolution: „augen geradeaus! die ... achterbahn rückwärts - vorsicht an der bahnsteigkante**
Alfred Mechtersheimer: **Selbstvergessene Politik und nationale Erneuerung**
Von der Heilsrune Hagal und dem göttlichen Wesen des Lichtes. Interview mit *Baldur Springmann*

1/1996 80 S., **DM 10**

Wolfgang Strauss: **Ohne Blut glaubt das russische Volk nicht**
Henning Eichberg: **Wer von den Völkern nicht reden will, soll von den Menschen schweigen.**
Helmut Kirchner: **Soll Deutschland Einwanderungsland werden**
Wolf Deinert: **Vorwärts – aber wohin?** Die SPD, die Linke und die ehemalige DDR-Opposition
Hrvoje Lorkovic: **Der Feind der Kroaten, das waren nicht die bosnischen Muslime**

3-4/1992 80 S., **DM 10**

wir selbst · Postfach 200222 · 56002 Koblenz · Fax 06746/730048

Hrvoje Lorkovic: **Die deutsche Neurose**
Henning Eichberg: **Wer sind wir eigentlich?** Zur Kultursoziologie als Identitätswissenschaft
Bernd Längin: **Die Amischen**
Lutz Rathenow: **Aufarbeitung des Stalinismus in der DDR**

2/1990 52 S., **DM 5**

Henning Eichberg: **„Eingegrabene Spuren"** oder: Die deutsche Identität, gegen den westlichen Strich gebürstet – *Martin Schmidt:* **Die Identitätskrise der Schweizer.**
„Ein homo anonymus hat keine Kultur". Interview mit *Wolfram Bednarski*

2/1991 48 S., **DM 5**

Henning Eichberg: **Amerikas Krieg und Ende? „Ich bin ein Gegner des Amerikanismus".** Interview mit *Alfred Mechtersheimer*
Heinz-Siegfried Strelow: **„Mächtige moderne Kulturbewegung entfacht".** Ein Portrait Ernst Rudorffs

1/1991 48 S., **DM 5**

Horst Groepper: **Die Sowjetunion und die deutsche Einheit** – *Marcus Bauer:* **Die Aktualität des Nationalismus im Sowjetimperium** – *Sebastian Haffner:* **Zum 100. Geburtstag Ernst Niekischs** – *Henning Eichberg:* **Brief an einen vormals grünen Republikaner**

11/12 1989 40 S., **DM 5**

Die unten abgebildeten vier *wir selbst*-Ausgaben zusammen erhalten Sie zum Sonderpreis von DM 15.

wir selbst

Zeitschrift für nationale Identität

wir selbst erscheint im Verlag S. Bublies, Postfach 200222, 56001 Koblenz. Internet-Anschrift: www.bublies-verlag.de

Einzelheft DM 10, zuzüglich Versandkosten. Abonnement für vier Ausgaben DM 46.-, Schülerabonnement (mit Bescheinigung der Schule) DM 36.-, jeweils inkl. Versand. Österreich: Einzelheft öS 100, Jahresabonnement öS 400, jeweils inkl. Versandkosten.

Bankverbindung: Postgiroamt Ludwigshafen, Konto 259 57-671, BLZ 54510067

Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt: Siegfried Bublies

Redaktion: Siegfried Bublies, Elfriede Fink, Hanno Borchert, Ulrich Behrenz

Bisherige Autoren: Herbert Ammon, Günter Bartsch, Thea Bauriedl, Alfons Benedikter, Josef Beuys, Frank Böckelmann, Charles Champetier, Konrad Buchwald, Paulus Buscher, Wolf Deinert, Hellmut Diwald, Peter Dudek, Irenäus Eibl-Eibesfeldt, Henning Eichberg, Hans Magnus Enzensberger, Siegmar Faust, Walter Flegel, Herbert Fleissner, Sigrid Früh, Roland Girtler, Herbert Gruhl, Sebastian Haffner, Jürgen Hatzenbichler, Eike Hennig, Theo Homann, Janosch, Jens Jessen, Sascha Jung, Günter Kießling, Arno Klönne, Winfried Knörzer, Detlev Kühn, Bernd G. Längin, Hrvoje Lorkovic, Hans-Joachim Maaz, Günter Maschke, Alfred Mechtersheimer, Heinz Nawratil, Günther Nenning, Wolf Oschlies, Ludek Pachmann, Lothar Penz, Herbert Pilch, Sieghard Pohl, Otfried Preußler, Lutz Rathenow, Mehmet Sahin, Martin Schmidt, Theodor Schweisfurth, Wolfgang Seiffert, Andreas Selmeci, Baldur Springmann, Wolfgang Strauss, Heinz-Siegfried Strelow, Arno Surminski, Rhea Thoenges, Wolfgang Venohr, Gerd Vonderach, Alfred M. de Zayas, Jean Ziegler, Dieter E. Zimmer u.v.a.

Die abgedruckten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.
Nachdruck nur nach vorheriger Absprache und mit Quellenangabe.

Titelseite: Matthias Koeppel, Öffnung der Berliner Mauer (Ausschnitt)

Inhalt

Henning Eichberg 6
National ist revolutionär
Faksimile-Nachdruck aus „dasda avanti" vom November 1978

Richard Schröder 8
Wie weit verbindet die Deutschen die gemeinsame Nation?

Mauer-Öffnung – und heute? 14
Stellungnahmen von *Herbert Ammon, Poul Engberg, Pernille Frahm, Roberto Giardina, Josef Gonschior, Gertrud Höhler, Matthias Koeppel, Reiner Kunze, Freya Klier, Lennart Meri, Hans Joachim Maaz, Jürgen Ritter, Johann Scheringer, Baldur Springmann, Rolf Stolz*

Christian Führer 40
Eine Revolution in Deutschland!

Peter Joachim Lapp 42
Der Anstoß kam aus dem Osten

Detlef Kühn 46
1989 – und die Lehren

Ernst Elitz 49
Kennen Sie den?
Deutsch-Deutsches im Witz

Deutsch-deutsche (Lebens-)Geschichte(n):
Die deutsche Einheit als Aufgabe. Interview mit *Albrecht Giese* 50
Ein Leben mit der Grenze. Interview mit *Ingolf Hermann* 54
Friedrich Baunack: Brief an Stefan 60

Werner Olles 67
Grenzüberschreitungen
Ein persönlicher und politischer Rückblick

Peter Bahn 68
„...gegen die Plage der bürgerlichen Welt"
Ein Gespräch mit einem Nationalrevolutionär

Ethnopluralismus 74
Leserbriefe 75
Buchbesprechungen 78
***wir selbst* - Büchermarkt** 81

National ist revolutionär!

Was Rudi Dutschkes Thesen zur „Nationalen Frage" für die Linken bedeuten / Von Henning Eichberg

Die Geschichte bewegt sich.

Die nationale Frage in Deutschland hat sich seit einigen Jahren verändert. Die konservative Partei zog sich nun auch offiziell von der gesamtdeutschen Perspektive auf die „Verteidigung dieses unseres Staates" zurück. Die westdeutsche sozialdemokratische Linke brüstet sich heute ebenso separatistisch: „Wir arbeiten weiter am Modell Deutschland".

Deutschland gleich BRD.

Nun spielt Rudi Dutschke nicht mehr mit. Er kennzeichnet aphoristisch den neuen Stand der Dinge.

- „Ein Großteil der heutigen Linken ist an einer zentralen Frage blind geworden", an der deutschen Frage.
- „Amerikanisierung und Russifizierung sind vorangeschritten". Sie sind die Verwirklichung des Imperialismus in Deutschland, hier kapitalistisch, dort asiatisch.
- Die Spaltung Deutschlands ist die Spaltung des deutschen Proletariats und seiner gemeinsamen Klassenkampferfahrung.
- Die „Entspannung" entlarvt sich als ein Arrangement der Herrschenden zur gegenseitigen Absicherung ihrer Domänen, zur Niederhaltung der Völker dies- und jenseits.
- Aber: „Die Verhältnisse sind nicht mehr berechenbar". Die Krise der Herrschenden muß nicht, darf nicht, (kann aber) zur Krise der radikalen Opposition werden.

Das ist eine Provokation.

Die deutsche Frage ist heute revolutionär.

Wir leben seit dreißig Jahren in einem besetzten Land. Die Hauptstadt steht offiziell unter Besatzungsrecht. Multinationale Konzerne (mit ihren Headquarters in Amerika)und eine von der Sowjetmetropole am kurzen Zügel gehaltene Bürokratie haben das Sagen. Kulturelle Entfremdung prägt das Alltagsleben. Und wirksamer als die Panzer und „Sicherheitskräfte" diesseits und jenseits der Grenze ist die innere Kolonialisierung, die Unterwerfung des Bewußtseins, die „Normalisierung". Der Verzicht auf Selbstbestimmung wird zur „Treue zum Bündnis" stilisiert und zum Kriterium gesellschaftlicher Zuverlässigkeit erklärt. Von Befreiung zu sprechen, ist „Kriegshetze". Sozialismus der eigenen nationalen Wegs ist „Subversion". Hier wie dort.

Die deutsche Linke hat sich mit der nationalen Frage lange schwergetan. Ferdinand Lassalle, Karl Renner, Karl Radek, Ernst Niekisch und Kurt Schumacher hatten Einsichten. Aber aufs Ganze gesehen blieb das am Rande, anders als Moses Heß und Ber Borochow, die Wegbereiter des sozialistischen Zionismus, oder gar als James Connoly, der irische Gewerkschaftsführer, den die britischen Okkupanten wegen seiner Teilnahme am nationalen Revolutionsversuch von 1916 erschossen.

Dann hing uns der Klotz des deutschen Faschismus am Bein. Nach 1945 mußte daher sogar die Fremdherrschaft als „Befreiung" gefeiert werden, obwohl sie das nie war. Selbstbestimmung und Sozialismus der Deutschen standen nie zur Diskussion. In Teheran, Jalta und Potsdam diktierten andere. Deutscher „Demokrat" war von da ab, wer das Diktat begeistert auf sich nahm.

Um 1967 begann eine neue Generation diese Lage zu durchschauen. „Die marxistische Linke muß Ansätze des Nationalismus weitertreiben. gerade auf den neuralgischen Punkt, daß Deutschland geteilt wurde durch den Bundesgenossen USA", schrieb Bernd Rabehl damals. Aber sobald die Neue Linke in die tatsächliche Auseinandersetzung ging (auf der Straße und in den Medien), ließ man das Thema fallen. Die Problemblindheit, die Rudi Dutschke jetzt beklagt, datiert seit jenen Tagen. Eine Chance wurde verpaßt: die nationalrevolutionäre Chance.

Stattdessen suchte die Studentenbewegung eine Ersatzidentität in der „dritten Welt". Man forderte „nationale Selbstbestimmung für Vietnam", aber nicht für Deutschland. Den Nationalismus des palästinensischen Volkes und den Kampf der Lateinamerikaner gegen den US-Imperialismus unterstützte man, auch das Ringen der Afroamerikaner um Black Power und neue schwarze Identität. Nur für das gespaltene und besetzte Deutschland wurde keine Konsequenz gezogen.

Hat das Scheitern der Neuen Linken von 1968 etwas damit zu tun, daß sie damals „ihr" Thema verfehlt hat? Systemposition macht man heute nicht mit gewerkschaftlichen Problemen der Arbeitszeitverkürzung, sondern mit unseren Existenzfragen.

Die nationale Frage läßt sich nicht nur beiläufig oder taktisch stellen, weil sie theoretische Anstrengungen erfordert. Alles Gespräch über die Mauer, die Spaltung des deutschen Volkes, die Besetzung der beiden deutschen Teilstaaten durch die Truppen der USA und der Sowjetunion bleibt tagespolitische Handwerkelei (oder Opportunismus), solange nicht die nationale Frage als eine zentrale Theoriefrage anerkannt ist.

Das wäre kein großes Problem, wenn — wie Rudi Dutschke verschiedentlich anklingen ließ — die „nationale Besonderheit für Marx, Engels, Lenin eine fundamentale Selbstverständlichkeit" gewesen wäre. Dann hätte die Linke nämlich eine Theorie der Nation. Das ist aber nicht der Fall.

Für Marx war zwar die Nation eine akzeptierte und praktizierte Erfahrung (und übrigens auch das nationale Vorurteil, seine Vorurteile nämlich gegen Juden, Russen, Südslawen). Aber die nationale Frage als solche war ihm — im Gegensatz etwa zu Ferdinand Lassalle und Moses Heß — eben nicht theoriewürdig. Die Arbeiter hatten für ihn kein Vaterland. Die Nation sah er — noch vor dem Ende des Kapitalismus — im Absterben begriffen. Als nach seinem Tod der alte Engels weiterreichende Erfahrungen und Einsichten hatte, war es für eine theoretische Verarbeitung zu spät.

Erst für Lenin und Stalin stellte sich die Nationalisierung der Völker — der europäischen und nun auch der kolonialen — als theoretisches Problem eigener Art. Und zwar nicht als Relikt aus der Vergangenheit, sondern als die Aktualität der Nationwerdung. Sie rückten ihm durch eine grundlegende Revision der Marxschen Grundannahmen zu Leibe. Die nationale Frage wurde zu einem Kernproblem theoretischer Auseinandersetzung (mit Rosa Luxemburg und den Austromarxisten). Das Selbstbestimmungsrecht der Völker wurde aus seinem — angeblichen

— Zusammenhang mit ökonomischen Entwicklungstendenzen gelöst und zum Grundprinzip eigener Art erklärt (wogegen sich Rosa Luxemburg als stenge Marxistin empört wandte). An die Stelle des Marxschen proletarischen Internationalismus trat die „sozialistische Nation" — in der Theorie, denn die Praxis sah bekanntlich anders aus, großmachtimperialistisch.

Aber auch Lenins Revision war noch nicht fundamental genug, um unseren heutigen Erfahrungen zu genügen. Der Inhalt der nationalen Frage blieb für die Marxisten das nationale Interesse. Das aber geht am Kern der Sache vorbei. Der Kern der nationalen Frage ist die nationale Identität.
Nationales Interesse — das heißt: Infrastruktur aufbauen, sich industrialisieren, zur Verteidigung rüsten, sich Land und Rohstoffe aneignen, kurz: Haben-wollen. Nationale Identität ist etwas ganz anderes: sich kollektiv seiner selbst vergewissern, bei sich selbst zuhause sein.

Das ist es, was die Studentenbewegung (neu) entdeckt hat: Wir wollen nicht mehr haben, sondern sein. Anders leben, uns unserer selbst vergewissern gegen die Entfremdung, bei uns selbst zuhause sein, identisch sein — das war und ist die revolutionäre Alternative gegen die Gesellschaft des Hastewas — Bistewas. Die Identitätsfrage führt notwendig zur nationalen Identität, zur nationalen Fragen. Gerade darum ist sie revolutionär.

Bei der nationalen Frage geht es also nicht primär um Interesse, sondern um die nationale Identität. Sind wir Deutsche oder „BRD-Bürger" amerikanisierter Sprache und mit ITT-Bewußtsein? Identität oder Entfremdung, das ist der neue Hauptwiderspruch, Imperialismus oder unser Volk.

Ist die marxistische Theorie — eine Theorie der Interessen — in der Lage, dazu etwas auszusagen?

Die nationale Frage ist kein Anachronismus. 1848 war sie für Marx im „Kommunistischen Manifest" überholt, aber die Völker — Polen, Italiener, Tschechen begannen erst, sich zu erheben. 1868 wurde sie von der österreichischen Sozialdemokratie für tot erklärt; aber wenige Jahrzehnte später war diese selbst in ihre nationalen Bestandteile — polnische, tschechische, deutsche — zerfallen (noch vor dem Zusammenbruch des Habsburgerreichs).

Seit den ausgehenden sechziger Jahren ist die nationale Frage in ganz Europa (und nicht nur dort) abermals in ein neues Stadium getreten. Seitdem kämpft man in Nordirland gegen die englische Besatzung und im Baskenland gegen die spanisch-kastilische. Seitdem wird der Anspruch der Pariser Metropole infragegestellt — in der Bretagne und in Okzitanien, in Korsika und im Elsaß, und zwar von einer jungen sozialistischen Generation. Aus dem Vielvölkerstaat Großbritannien lösen sich — diesmal ganz legal und mit dem Stimmzettel — die Völker von Wales und Schottland. Die Labour Party in Schottland spaltete sich in eine englische und eine schottisch-nationale. Wir erlebten die Versuche eines nationalen Weges zum Sozialismus in Prag 1968.

1971 wurden die kroatische kommunistische Partei als nationalistisch „entlarvt", fast ihre gesamte Führung gesäubert, kroatische kommunistische Zeitschriften und die kroatische Kulturorganisation verboten. Aufstände in Georgien und der Ukraine ließen auch dort eine neue Generation des sozialistischen Aktivismus auf nationaler Grundlage sichtbar werden. In den USA fordern die Indianer ihr Land zurück; sie wollen nicht — wie einst Martin Luther King — „Bürgerrechte", sondern das Recht auf indianische Identität und darum Red Power, eigene Staaten für die indianischen Stammesnationen.

Nationalismus ist also nicht alt, sondern neu. Er kommt auf uns zu in dem Maße, in dem in den Metropolen die Entfremdung um sich greift. Er ist Teil eines Prozesses, in dem die Völker sich selbst zum Subjekt der Geschichte machen — gegen Dynastien, Konzerne und Bürokraten.

Die neue Aktualität der nationalen Frage erfordert also eine neue Bewegung der Gehirne. Sie erfordert aber vor allem eine neue Praxis hier und heute, im besetzten Deutschland beiderseits.

Rudi Dutschke hat etwas Systemoppositionelles getan, als er seine Aphorismen wagte. Er hat die nationalrevolutionäre Chance der deutschen Linken bezeichnet. Denn es scheint, wir stehen in einem neuen Vormärz. Sozialliberale Ruhe- und Ordnungskonzepte bekennen sich offen zur Nachahmung Metternichs. Oberhalb des Teilstaats reproduziert sich die Reaktion im internationalen Arrangement: Ostpolitik, Sibiriengeschäft und Leipziger Messe, Sicherheitskonferenz und Manöverbeobachter, Wiener Kongreß und Heilige Allianz. Gemeinsam : Ausschaltung der „Radikalen" und mit ihnen der Völker aus der Geschichte zugunsten der Kabinettspolitik. Westeuropäische Ingenieure für Togliattigrad, italienische Arbeitsemigranten für die Tschechoslowakei, ukrainische und lettische Arbeitskraft für westdeutschen Profit. Wodka-Cola.

Aber die Verhältnisse sind nicht mehr berechenbar. Es sind schon andere Rechnungen nicht aufgegangen. ●

Barrikadenszene am Berliner Alexanderplatz, März 1848

Richard Schröder

Wie weit verbindet die Deutschen die gemeinsame Nation?

Ein Volk hat den Charakter einer Wir-Identität.
Wir sind *ein* Volk, und wir sind ein *Volk*.
Wir sind ein Volk durch die gemeinsamen Aufgaben, die sich für dieses und nur für dieses Volk stellen.

Der Ruf nach der deutschen Einheit kam 1989 nicht aus dem Westen, sondern aus dem Osten. Er kam nicht von den Bürgerrechtlern, sondern „von unten". Und er kam auch nicht von ewig Gestrigen oder Revanchisten, sondern von ganz normalen Bürgern aus Leipzig und aus dem Chemiedreieck.

Tabubruch

Das Thema deutsche Nation, deutsches Volk hat schon im Jubelherbst 1989 eine erste deutsch-deutsche Verstimmung ausgelöst.

Das Thema war ja noch im Frühjahr 1989 eher theoretischer Natur, emotional weithin stillgelegt. Im Westen war es zum Gegenstand von Sammelbänden und Festreden geworden. Im Osten war es offiziell durch Machtspruch zum Schweigen gebracht, also verboten worden. Im Herbst 1989 aber war das Thema unverhofft auf der Straße, nämlich bei der Leipziger Montagsdemonstration, allerdings nicht in ihrer ersten hochdramatischen Phase. Da hieß die entwaffnende Losung „Wir sind das Volk", d.h. das Volk verlangte seine Rechte zurück. Erst in ihrer zweiten Phase, nach Honeckers Rücktritt und nach dem Fall der Mauer, am 20. November, skandierten die Leipziger Demonstranten „Deutschland einig Vaterland" und bald darauf: „Wir sind ein Volk". Dazu ein Heer von schwarz-rot-goldenen Fahnen mit Loch in der Mitte, da hatten sie das DDR-Embleme herausgeschnitten.

Die östlichen Bürgerrechtler vom Neuen Forum gingen sofort auf Distanz – und leiteten damit ihre Marginalisierung ein. Aber mindestens ebenso entschieden ging der berichtende westliche Fernsehjournalist auf Distanz. Der Bildschnitt – die Kamera schwenkte auf ein paar Skinheads am Rande der Demonstration – suggerierte, nun wird die Montagsdemo ein Raub der Rechtsradikalen. Und das war ein grobes Mißverständnis.

Der Ruf nach der deutschen Einheit sprach etwas bisher Verbotenes aus, das war der springende Punkt. Denn die SED hatte sich einige Mühe gegeben, den DDR-Bürgern das deutsch-deutsche Zusammengehören abzugewöhnen. Noch unter Ulbricht wurde die bis dahin gemeinsame schwarz-rot-goldene Fahne mit dem sog. Emblem versehen zur DDR-Fahne. Kurz nach Honeckers Machtantritt mußte das Kennzeichen D von den Autos entfernt und durch DDR ersetzt werden. Wen die Polizei noch mit dem D erwischte, der mußte es vor ihren Augen abschrauben. Westzeitungen, Westradio, Westbücher, Westwaren, alles hatte den Geruch des Verbotenen, wenn auch nie ganz konsequent. Und während unter Ulbricht die DDR noch als „sozialistischer Staat deutscher Nation" definiert wurde, hieß es in Honeckers revidierter DDR-Verfassung von 1974 nur noch: „sozialistischer Staat der Arbeiter und Bauern". Die abstruse Theorie von der sozialistischen Nation und den zwei grundverschiedenen Nationen auf deutschem Boden wurde in Umlauf gesetzt. Und Johannes R. Bechers Nationalhymne „Auferstanden aus Ruinen" verwandelte sich zum Orchesterstück. In den Schulbüchern wurden nur noch die Noten gedruckt, um nicht die Zeile „Deutschland einig Vaterland" drucken zu müssen.

Eben diese unterdrückte Zeile aber skandierten die Teilnehmer der Montagsdemonstration am 20. November.

Also: Der Ruf nach der deutschen Einheit kam 1989 nicht aus dem Westen, sondern aus dem Osten. Er kam nicht von den Bürgerrechtlern, sondern „von unten". Und er kam auch nicht von ewig Gestrigen oder Revanchisten, sondern von ganz normalen Bürgern aus Leipzig und aus dem Chemiedreieck, die ganz genau wußten: nichts ärgert die SED jetzt mehr, als dieses Stück ihrer eigenen Nationalhymne.

Der östliche Ruf nach der deutschen Einheit war zweifellos auch der Wunsch nach der D-Mark und nach westlichem Lebensstandard. Die Drohung: „Kommt die D-Mark nicht zu uns, gehen wir zur D-Mark" soll damals in Bonn wie eine Bombe eingeschlagen haben. Aber mit Sicherheit wußten die Demonstranten auch, warum sich die SED so vorzüglich mit jenem Stück Nationalhymne ärgern ließ: Wenn es zur deutschen Einheit kommt, hat die SED keine Chance mehr, den Nothelfer zu spielen. Und deshalb war für den Osten damals der Ruf nach der deutschen Einheit zugleich der Ruf nach Garantien der Freiheit.

Deutsche Identitäten

Einer der wenigen Einigungswitze lautet nun so: der Ostdeutsche ruft begeistert: „Wir sind ein Volk", der Westdeutsche antwortet mürrisch: „Wir auch". Natürlich wissen wir noch, wie die ersten Trabbis, die über die Grenze rollten, im Westen mit Hallo, Begeisterung und Tränen der Freude empfangen worden sind. Der Witz paßt mehr für zwei Jahre später. Aber da paßt er, denn er ist die kürzeste Formel für eine fundamentale Differenz im Selbstverständnis der Ostdeutschen und der Westdeutschen, wenn ich einmal so typisieren darf, und in ihrem Verhältnis zur deutschen Nation.

Denn vielen Westdeutschen war ihre Bundesrepublik einfach genug Deutschland. Sie redeten ja auch oft ganz einfach von Deutschland, wenn sie ihre Bundesrepublik meinten. Und nicht wenige erklärten im übrigen, daß sie Europäer seien und das Nationale für sie ein alter, abgetragener, manchen gar ein gefährlich infizierter Hut sei. Ich habe erst seit 1990 so richtig erfahren, in welchem Maße manche Westdeutschen sich selbst verboten, was uns im Osten die SED verbot, nämlich vom deutschen Volk zu reden. Sag nie mehr Deutschland – wegen Auschwitz. Am 3. Oktober 1990 gab es in Berlin von Kreuzberg her eine Demonstration mit Losungen wie „Nie wieder Deutschland" und „Deutschland muß sterben, damit wir leben können". Andere wiederum zitieren bedeutungsschwer Heinrich Heine[1]: „Denk ich an Deutschland in der Nacht, so bin ich um den Schlaf gebracht", als laste auf dem Namen ein unsägliches Geheimnis. All das ist wohl nicht einmal typisch westdeutsch, aber dergleichen klang uns gehäuft und unerwartet von West herüber. Zur ostdeutschen Identität dagegen gehörte der ständige, oft nur verstohlene Blick über die Mauer nach drüben. Und dieses „drüben" war nie Österreich oder die Schweiz, wo es sich ja auch ganz gut leben läßt, sondern immer der andere Teil Deutschlands. Wir waren über das Fernsehen jeden Abend Zaungäste des Westens. Heinrich August Winkler hat diesen Befund so formuliert: „In der Bundesrepublik hatte sich eine ‚Staatsnation' entwickelt, der nichts fehlte als das offizielle Bewußtsein, eine zu sein. In der DDR hingegen fehlte zur ‚Staatsnation' alles außer dem Anspruch der Offiziellen, eine solche zu vertreten."[2]

Das kann man in jenem Witz wiederfinden: „Wir sind ein Volk", das Fünftel will zu den anderen vier Fünfteln. „Wir auch", bitte keine Zudringlichkeiten. Wir fühlen uns in der Toskana mehr zu Hause als in Sachsen.

Ich setze voraus, daß das ein ostdeutscher Witz ist. Die Wahrheit ist ja nicht, daß der Westen sagt: laßt uns in Ruhe, sondern daß der Osten sich abgewiesen fühlt. Ja, der Osten hat längst den Rückzug aus der Einigungsbegeisterung hinter sich. Was man DDR-Nostalgie oder kurz Ostalgie nennt, wünscht sich aber gar nicht wirklich die DDR zurück, es ist kein Heimweh, sondern Identitätstrotz, eine Reaktion, die ihrer-

Manche Westdeutschen verboten sich selbst, was uns im Osten die SED verbot, nämlich vom deutschen Volk zu reden.

seits eine westliche Reaktion auslöst, nämlich: da zahlen wir hunderte von Milliarden jährlich und was macht ihr? Statt sich zu freuen und dankbar zu sein, wählen die Jammerossis PDS.

Wie ist dieser ostdeutsche Stimmungsumschwung zu erklären? Jemand hat den Ausdruck „posttotalitäre Melancholie" erfunden. Da ist was dran. Die erhoffte Freiheit verspricht offenbar immer mehr als die erreichte Freiheit hält. Auch das Ende einer Diktatur, auch der Verlust einer schäbigen Normalität verunsichert. Jede Umorientierung verbraucht Kräfte. Der unvermeidliche Elitenwechsel bringt nicht wenigen Deklassierung. Manche von ihnen trifft der gesundheitliche Kollaps erst jetzt mit Verspätung. Der Zusammenbruch der bisherigen Autoritäten bringt nicht wenigen Jugendlichen ganz erhebliche Desorientierungen. Allen aber bringt das Ende der Diktatur eine Erfahrungsentwertung: gelernte DDR-Bürger ohne DDR. Was wir können, brauchen wir nicht mehr, und was wir brauchen, können wir noch nicht so gut. Uns alle beschleichen irgendwann Selbstzweifel, wenn wir uns an diese und an jene typische DDR-Situation erinnern. Das ist nun alles schon schwierig genug, da müssen wir all dies auch noch vor Zuschauern abarbeiten, die wie beim Wettlauf zwischen Hase und Igel immer schon dort sind und zwar geschickt und gewandt, wohin zu gelangen wir uns mit keuchender Lunge abstrampeln. Die sind Demokratie gewöhnt, Rechtsstaat gewöhnt, Steuern sparen gewöhnt, richtig protestieren gewöhnt. Die Ruhrkumpel kriegen eben 1.500 DM Subvention für die Tonne Steinkohle, während die Kumpel von Bischofferode wegen 300 DM für die Tonne Kali zumachen mußten. Schließlich deuten sie uns noch unsere eigene Geschichte, weil sie ja alles besser wissen, und geben uns Zensuren für gute und schlechte Leistungen beim Widerstand in der Diktatur, für den sie selbst nie Gelegenheit hatten. Eine ganze Heerschar von Doktoranden weiß nun genau, was der Staatssekretär am 12.5.76, 17 Uhr unter vier Augen gesagt hat, aber was LPG heißt, das müssen sie nachschlagen. Zum Glück haben wir dann immer noch einen letzten Trumpf: Ihr könnt gar nicht mitreden, weil ihr das nicht erlebt habt. Dann wendet sich der Westdeutsche leicht düpiert ab: Mit denen hats einfach keinen Sinn.

Ein Volk, dennoch

Wie also steht es bei den Deutschen mit der Bindekraft der Nation? Ich antworte: Sie ist beachtlich stark und nicht ernsthaft gefährdet. Wer also etwa erklärt, früher waren wir eine Nation in zwei Staaten, jetzt sind wir zwei Nationen in einem Staat oder: wir sind nun eine bikulturelle Gesellschaft, der hat mit den falschen Maßstäben gearbeitet.

Die Tschechen und Slowaken und die Völker der Sowjetunion haben die neue Freiheit sogleich zur Trennung gebraucht, über Jugoslawien schweigen wir lieber. Wir aber haben uns vereinigt. Der Solidaritätsbeitrag wird in West und Ost ohne Murren bezahlt. Separatistische Tendenzen gibt es auf Korsika, in Schottland und Norditalien, in Deutschland gibt es dergleichen überhaupt nicht. Beim letzten Parteitag der PDS soll jemand im Foyer Flugblätter für die Wiederherstellung der DDR verteilt haben. Aber auch die PDS-Delegierten haben sich dafür nicht weiter interessiert.

Also: wir sind oft nicht gut auf einander zu sprechen, aber niemand denkt daran, auszuziehen. Die Stimmung ist schlecht, aber der Zusammenhalt ist gut. Die Stimmung zwischen Ostfriesen und Bayern ist auch nicht immer bestens. Aber daran haben sich beide gewöhnt. Die Ost-West-Unterschiede sind wir dagegen noch nicht so gewöhnt. Irgendwann werden sie beim Level der Nord-Süd-Unterschiede ankommen. Das kann eine Generation dauern, warum auch nicht, wir haben ja Zeit.

Jedenfalls aber haben wir Schwierigkeiten, unser Zusammengehören als ein Volk oder eine Nation zu artikulieren. Diese Schwierigkeiten sind im Westen eher von prinzipieller Natur, im Osten brennen einfach andere Fragen mehr unter den Nägeln als diese.

Gesellschaft – Staat – Volk

Ich frage deshalb, warum wir uns als Nation oder Volk verstehen müssen. Warum genügen denn nicht die Wörter Staat und Gesellschaft? Gemeinschaft darf man ja nicht sagen, weil das faschistoid ist, wie ich gelernt habe.

Unter Gesellschaft verstehen wir die Gesamtheit der Wirkungszusammenhänge und Interaktionen zusammenlebender Menschen, also einen anonymen Wirkungszusammenhang. Die Gesellschaft ist ein Neutrum, sie hat keinen Willen. Sie wirkt nur, nämlich auf alle ihre Mitglieder, aber sie handelt nicht. Gesellschaftliche Veränderungen vollziehen sich deshalb stetig, allmählich und zumeist zunächst unbemerkt, jedenfalls nie als Beschluß. Weil die Gesellschaft kein Subjekt ist, gibt es auch keine Verantwortung der Gesellschaft, wohl aber eine Verantwortung für die Gesellschaft. Man

kann die Gesellschaft nicht anreden, weil sie kein „Wir" ist. Der Satz „Ich bin ein gesellschaftliches Wesen" sagt nicht, wer ich bin, er bezeichnet keine Rolle, die ich zu spielen habe, er verpflichtet zu nichts und bindet an nichts, sondern besagt nur, daß ich bei allen Rollen, die ich spiele, abhängig bin von den gesellschaftlichen Bedingungen. Es ist offensichtlich sinnlos, von einer gesellschaftlichen Identität zu sprechen.

Die Perspektive „Gesellschaft" ist trotzdem notwendig, dort nämlich, wo es darum geht, gesellschaftliche Mißstände aufzudecken und zu erklären. Behoben sind sie damit noch keineswegs. Dafür muß ein Wille formuliert und in die Tat umgesetzt werden. „Gesellschaft" bezeichnet bloß eine diagnostische, aber keine therapeutische Ebene.

Wo die Perspektive „Gesellschaft" allein herrschend wird, besteht die Gefahr einer mechanistischen und technizistischen Außenperspektive des Gesellschaftsingenieurs auf das menschliche Zusammenleben, die Tilgung der Dimension der intersubjektiven Verständigung, die sich ja nur in einem „Wir" vollziehen kann. Auf der Ebene der Gesellschaft kommt nur ein weltloser Individualismus und ein abstrakter Universalismus in den Blick. Und übrigens, wenn man bestimmte geläufige Floskeln sammelt, gewinnt man den Eindruck: „Gesellschaft", das sind immer die anderen.

Unter Staat verstehen wir eine Herrschaftsordnung, die als Grundrechts- und Verfassungsstaat die Freiheitsrechte der Bürger garantiert und diejenigen Regeln und Institutionen vorgibt, nach denen die Bürger oder das Staatsvolk seine Souveränität ausübt, einen gemeinsamen Willen formuliert und selbst oder durch Beauftragte handeln kann. Trotzdem können wir nicht ernsthaft die alte sozialistische Losung ausgraben: „Der Staat sind wir". Oder: Was sind wir Deutschen? Ein Staat. Das wäre heute genauso absurd wie damals. Wir sind kein Staat, wir haben einen Staat. Auch der Staat ist kein „Wir".

Unter Nation oder Volk verstehen wir jedenfalls eine Gruppe von Menschen, die sich als zusammengehörig weiß. Ein Volk hat den Charakter einer Wir-Identität. Was dieses Wir verbindet, sind jedenfalls die gemeinsamen Verstehensbedingungen der Sprache, der Kultur, einer gemeinsamen Geschichte. Und dies erst macht ein Land zur Heimat. Die gemeinsame Geschichte ist übrigens keine ein für allemal fixe Größe, obwohl die Tatsachen immer dieselben bleiben. Aber wie bei einer Wanderung der Rückblick dieselbe durchwanderte Gegend jeweils in anderer Perspektive zeigt, so auch die deutsche Geschichte. Im Osten hat das Ende der DDR für jeden spürbar die Perspektive auch auf die Geschichte der DDR fundamental verändert. Im Westen ist bei vielen noch nicht angekommen, daß sich auch für sie seit 1990 die Perspektive fundamental verändert hat. Diese Veränderungen haben auch bewirkt, daß es nun einfacher geworden ist, vom deutschen Volk und von der deutschen Nation, auch von Deutschland zu reden, und zwar aus folgenden Gründen.

- Seit dem 3.Oktober 1990 gibt es wieder einen deutschen Nationalstaat. Nationen ohne Staat und geteilte Nationen schaffen Probleme, sich und anderen. Diese sind wir nun glücklich los.
- Deutschland in den Grenzen des 3.Oktober 1990 ist das ganze Deutschland und dieses hat nunmehr sein Verhältnis zu allen seinen Nachbarn vertraglich geregelt. Es stört niemanden mehr, wenn die Deutschen sich als Deutsche bezeichnen und von Deutschland reden, weil Deutschland auf den Fußboden zurückgekehrt und nicht mehr eine luftige Größe ist im Reiche der Wünsche, Hoffnungen und Ansprüche, die mit anderen Wünschen, Hoffnungen, Ansprüchen und Befürchtungen kollidieren könnte, wie dies der Fall war, solange die Folgeprobleme des Zweiten Weltkriegs nicht völkerrechtlich in Ordnung gebracht waren. Eher könnte es nun das Zusammenleben der Völker stören, wenn die Deutschen sich weiterhin weigern würden, ein Volk unter Völkern zu sein, weil sie schon wieder ganz etwas Besonderes sein wollen, z.B. eine postnationale Gesellschaft, bestehend aus Europäern oder auch bloß aus Menschen, die bloß Menschen sein wollen, sonst nichts.

Wir-Identität

Nach Ernest Renan ist eine Nation durch zwei Momente bestimmt: durch gemeinsame Erinnerung und durch den Wunsch, ein gemeinsames Leben zu gestalten.[3] Das Wissen von einer gemeinsamen Herkunft und der Wille zu einer gemeinsamen Zukunft definieren demnach ein Volk oder eine Nation. Auch Nationen sind keine ewigen Gebilde. Hätten die beiden deutschen Staaten weitere 10 oder 20 Jahre nebeneinander existiert, wären vielleicht der Wille zu einem gemeinsamen Leben tatsächlich erloschen. Und möglicherweise gibt es in hundert oder zweihundert Jahren in Europa keine Nationen mehr. Aber das alles ist nicht unser Problem.

Nationen haben den Charakter einer Wir-Identität. Wir können sie näher charakterisieren durch Unterscheidung von anderen Wir-Identitäten. „Wir Christen" etwa sind verbunden durch die Gemeinsamkeit unseres Glaubens und unserer Überzeugungen. „Wir Frauen" sind verbunden durch vergleichbare spezifische Erfahrungen. „Wir Ärzte" sind verbunden durch dieselben Probleme und Aufgaben usw. Das sind grenzüberschreitende Wir-Identäten, die übrigens auch spezifische Solidaritäten stiften können. Aber diese Wir leben nicht zusammen.

Von ihnen unterscheidet sich die Nation dadurch, daß sie nicht grenzüberschreitend, sondern begrenzend ist. Dieses Wir füllt einen gemeinsamen geographischen Raum aus. Und sie kann, wenn sie verfaßt ist, einen Willen artikulieren und handeln.

Unter Nation oder Volk verstehen wir eine Gruppe von Menschen, die sich als zusammengehörig weiß. Ein Volk hat den Charakter einer Wir-Identität.

Es könnte das Zusammenleben der Völker stören, wenn die Deutschen sich weiterhin weigern würden, ein Volk unter Völkern zu sein, weil sie schon wieder ganz etwas Besonderes sein wollen, z.B. eine postnationale Gesellschaft, bestehend aus Europäern oder auch bloß aus Menschen, die bloß Menschen sein wollen, sonst nichts.

Lithographie von Käthe Kollwitz, 1942

Es scheint mir ein sehr fruchtbarer Ansatz zu sein, die Nation durch die Probleme oder Aufgaben zu definieren, die sie zu lösen hat.

Aber auch in dieser Hinsicht ist die Nation nicht das einzige Wir, in dem wir leben. Bundespräsident Herzog hat einmal gesagt: „Der Nationalstaat ist dabei, zu klein zu werden für die großen Probleme, und mitunter habe ich auch den Eindruck, daß er zu groß wird für die kleinen Probleme des Lebens".[4] Es scheint mir ein sehr fruchtbarer Ansatz zu sein, die Nation durch die Probleme oder Aufgaben zu definieren, die sie zu lösen hat.

Denn einer der Gründe für die Entstehung des Nationalwahns, wie Herder das nannte, war ja das Verständnis der Nationen als absolut souveräner Subjekte, die sich dauernd zu konkurrierenden und sich bekriegenden Konstellationen gruppierten und von ihren Gegnern her definierten. Dieses Verständnis von Nation ahmt die Verfassung eines autonomen Subjekts nach und ermöglichte jene Übersteigerung des Nationalen, die den Nationalismus geradezu zu einer Ersatzreligion werden ließ, für die heilige Kriege geführt werden mußten.

Gegen dieses Verständnis von Subjektivität hat Georg Picht einmal eingewandt, so könne nie begriffen werden, was eigentlich Verantwortung ist. Entsprechend sei ja auch die Freiheit von Verantwortung das fatale Grundprinzip unserer Zivilisation. Picht setzt dagegen: „Nicht das Subjekt setzt sich die Aufgabe, sondern die Aufgabe konstituiert das Subjekt".[5] Mein Kind definiert mich zum Vater. Daraus ergeben sich Pflichten oder Aufgaben, und sich diesen zu stellen hat gar nichts mit Fremdbestimmung, aber sehr viel mit Freiheit und Würde zu tun.

Was wir als deutsche Nation sind, muß dann entsprechend durch diejenigen Aufgaben definiert werden, die sich für dieses und nur für dieses Wir stellen und die nur von ihm gelöst werden können. Andere Aufgaben verlangen nach einem größeren Wir, wir Europäer oder wir Menschen; andere lösen sich besser im kleineren Wir der Region oder der Kommune. Wir können diese Wir als konzentrische Kreise einander zuordnen.

Deutsche Aufgaben

Die Aufgaben, die wir nur bewältigen können, wenn wir uns als die deutsche Nation verstehen, sind vor allem folgende.

1. Wir können die Lasten des Einigungsprozesses nur verstehen, wenn wir uns einer Geschichte erinnern, die weiter zurückreicht als unsere individuellen Biographien. Denn die **Einigungskosten** sind verspätete Kriegsfolgelasten, die wir **gemeinsam und gerecht abzutragen** haben. Diese Wahrheit entlastet die Ostdeutschen von der Demütigung, dauernd die Beschenkten und nie dankbar genug zu sein, während sie das Gefühl nicht loswerden, sie seien wohl eher jedesmal wieder die Dummen, bei der Verteilung der Besatzungsmächte, bei der Eintreibung der Reparationen, bei der Installation des sozialistischen Wirtschafts- und Gesellschaftssystems, und mit der Pleite der DDR schon wieder.

2. Nur wenn wir uns der Geschichte stellen, die weiter zurückreicht als unsere Biographie, können wir unser **Verhältnis zu den anderen Völkern verstehen und verbessern**, besonders zu denen, die unter unserem Volk so schwer zu leiden hatten. Die Nachkommen der Opfer sehen zu Recht in uns die Nachkommen der Täter und wir müssen das berücksichtigen. Eine Mystifizierung Deutschlands zu einer metaphysischen Unheilsmacht ist dagegen nichts anderes als die Eitelkeit der Erwählung mit umgekehrtem Vorzeichen, die Feier der Verworfenheit. Aber Deutschland ist nichts Besonderes, weder so noch so, sondern bloß etwas Bestimmtes. Übrigens: was Heinrich Heine in Frankreich in der Nacht um den Schlaf gebracht hat, war kein mysterium Germanicum, sondern – seine Mutter:

Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär.
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann sterben.[6]

3. Gemeinsam schließlich haften wir für unseren **Ruf als Deutsche**. Unser Ruf ist das Echo unseres Tuns und Gehabes, wie es die anderen Völker uns zurückspiegeln. Gelegentlich packt mich ohnmächtige Wut darüber, daß diejenigen, die da laut gröhlen, sie seien stolz Deutsche zu sein, unseren gemeinsamen Ruf in der Welt beschädigen durch feige Gewalt gegen Ausländer und Schwache. Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz, sage ich mir, doch leider ist dieses altdeutsche Sprichwort kein wirksamer Zauberspruch gegen Dummheit.

4. Es ist unsere Aufgabe, daß wir unsere **gemeinsamen Angelegenheiten in Ordnung bringen**. Und da ist ganz offensichtlich viel zu tun. Und wenn es in Deutschland gefährliche Spannungen gibt, dann nicht auf dem Felde der Ost-West-Spannungen, sondern weil es die Leute empört, wenn sie auch nach der zweiten Umschulung keinen Arbeitsplatz finden. Das sinkende Vertrauen in die Fähigkeit der Politik, die anstehenden Probleme zu lösen, das ist gefährlich.

5. Schließlich ist es auch unsere Aufgabe, dafür Sorge zu tragen, daß dieses Wir weder ein Wir wird, das das Ich verschlingt, noch ein geschlossenes Wir wird, das sich sperrt gegen Zuwachs von außen, gegen Zuwanderungen und Anregungen. Es ist allerdings eine berechtigte Forderung an diejenigen, die zu uns kommen, daß sie nicht bloß zufällig oder bloß vorteilhaft hier ihren Aufenthalt nehmen, sondern ernsthaft mit uns zusammenleben, **zum Wir dieser Nation hinzugehören** wollen.

Daß wir nun im Prozeß der deutschen Einigung wieder als Nation verstehen lernen und trotzdem auf dem Weg sind zur europäischen Einigung, ist keineswegs widersinnig, denn, in Hagen Schulzes Worten: „Dauerhaft kann eine europäische Verfassung nur sein, wenn sie mit den Nationen, ihrer langen Geschichte, ihren Sprachen und ihren Staaten rechnet".[7]

[1] Heine 1993: 433.; [2] Winkler 1994: 53.; [3] Zitiert bei: Schulze: 110.; [4] Herzog 1995: 5.; [5] Picht 1969: 337; [6] Heine 1993: 433; [7] Schulze 1995: 339

Literaturverzeichnis

- Heine, Heinrich 1993: Nachtgedanken, in: Echtermeyer, Deutsche Gedichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Auswahl für Schulen von Benno von Wiese, Berlin.Herzog, Roman, 1995: Einleitendes Statement im Rahmen eines Podiumsschlußgespräches zum Thema „Unverkrampfte Nation" am 1. Oktober 1995, Typoskript, Bundespräsidialamt.
- Picht, Georg, 1969: Wahrheit. Vernunft. Verantwortung. Philosophische Studien, Stuttgart.
- Schulze, Hagen, 1995: Staat und Nation in der europäischen Geschichte, München.
- Winkler, Heinrich August, 1994: Demokratie und Nation in der deutschen Geschichte, in: Fraunhofer Gesellschaft (Hrsg.), Wirtschaft und Wissenschaft – Partner für den Aufbau Ost. Reden und Ansprachen Jahrestagung 1994, 31 - 57.

Prof. Dr. Richard Schröder

geboren 1943 in Sachsen, nach der Wende SPD-Fraktionschef in der DDR-Volkskammer, ist Professor an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin und deren Erster Vizepräsident. In der Diskussion um das Berliner Holocaust-Denkmal machte Schröder von sich reden durch sein Plädoyer für einen Obelisken mit der Inschrift „Du sollst nicht morden".
Veröffentlichungen u.a.:
Denken im Zwielicht. Vorträge und Aufsätze aus der alten DDR (1990); Deutschland schwierig Vaterland. Für eine neue politische Kultur (1993); Probleme der inneren Einheit Deutschlands (1996); Vom Gebrauch der Freiheit. Gedanken über Deutschland nach der Vereinigung (1996).

Der vorliegende Aufsatz wurde zuerst als Vortrag gehalten auf der 4. Jahrestagung der Deutschen Nationalstiftung am 17.4.1997.

Mauer-Öffnung ...

... und heute?

„Seit vierzig Jahren sind Deutsche im nichtbetrunkenen Zustand fähig, sich überall zusammenzunehmen. ... Doch inzwischen haben die Ereignisse unseren psychopolitischen status quo *und die Affekte dieser entschieden verhaltenen Nation durcheinandergeworfen. ... In der Nacht vom 9. auf den 10. November ... verwandelte sich ein zusammengenommenes, sich ruhigstellendes, herabgekühltes, privatisierendes Doppelstaatsvolk für ein paar Stunden, ein paar Tage in eine wiederangerührte Nation. ... Fidelio wurde Volksoper, Florestan stieg durch die Mauer aus dem sozialistischen Staatspensionat ins Freie; über dem Kurfürstendamm hing wie ein geheimnisgetränkter Wattebausch eine freudige Fassungslosigkeit, und daß Menschen im allgemeinen und Deutsche im besonderen nicht fliegen können, erschien wie ein Vorurteil, das kurz vor seiner Widerlegung stand. Und inmitten des allgemeinen Durchdiemauergehens, inmitten dieses Herauskommens und Überdiegrenzetretens immer wieder ein Bild, das offenkundig stärker werden wollte als die gesamtdeutsche Zusammengenommenheit; immer wieder dieses Nichtmehranderskönnen, dieses Sichloslassen, dieses Freiwerden für die Tränen, die zum Herauskommen aus einem angehaltenen Leben gehören; immer dieses Nichtwissen, ob man lacht oder weint, dieses Vertrauen auf ein so noch nicht erlebtes Sichnichtschämenmüssen, dieses Mitgehen mit der Erschütterung, und vor allem dieses Selbstbewußtsein der Tränen, hinter das nicht mehr zurückgegangen werden kann."*

Mit diesen Worten schilderte Peter Sloterdijk 1990 den Augenblick des Eins-Seins der Deutschen mit einander und mit sich selbst. Und heute?

Wir fragten 15 zeitgenössische Beobachter:

Mit welchen Empfindungen blicken Sie zurück? Und was ist in der Zwischenzeit geworden?

Links:
Karl Horst Hödicke, „Sturm aufs Brandenburger Tor", gemalt in den Farben der plötzlich nicht mehr geteilten Nation

Deutsche Jahreszeiten

(Februar 1993)

Herbert Ammon

Wie hoch die Hoffnung jenes Herbstes,
da wir von Einheit, Frieden träumten,
von Glaube und Liebe im Vaterlande,
von Klugheit im Lande der Mitte.
Wie tief die Betrübung, Beschämung,
da wir erwachen aus eitlen Gedanken.
Melancholie drückt aufs deutsche Gemüte,
beim Flug der Krähen über kalte Dächer.

Im Schnee erstarren die unzeitgen Lilien.
Auf toten Fluren wachsen Gerippe,
markieren den Markt ohne Grenzen.
Im Land ohne Gott, ohne Mittler,
ermahnen Medien zur maßlosen Liebe.
Endlich, erschreckt vom Feuer böser Taten
erscheint in weichem Licht der gute Glaube.
Doch trauen dem Volk nur die Demoskopen.

Wohl schaffen wir Frieden mit andren Waffen.
Der blauen Fahne dient deutsches Gewissen
schon fast ohne Schuld. Es sühnt out of area.
Im März bricht dann auf ein lila Heer zum Siege
im Karst. Gemischte Brigaden, Reserven greifen
schnell ein am traurigen Tag im November.
Doch Faust verkriecht sich vor den Müttern.
Längst wartet, im Sommer, der Teufel in Sarajewo.

Herbert Ammon

geboren 1943 in Brieg/Schlesien, Studium der Geschichte, Anglistik und Amerikanistik, zusammen mit Peter Brandt Herausgeber des Bandes „Die Linke und die nationale Frage. Dokumente zur deutschen Einheit seit 1945“ (1981), in den 80er Jahren engagiert in der internationalen Friedensbewegung, ist Dozent für Geschichte und Soziologie am Studienkolleg für ausländische Studierende der FU Berlin.

Gibt es überhaupt ein deutsches Volk?

Poul Engberg

Beobachter, die sich mit den deutschen Verhältnissen auskennen, haben dann und wann behauptet, die Gemeinsamkeit der Deutschen sei nicht etwa eine Gemeinschaft des Volkes, sondern nur eine Gemeinsamkeit der Sprache. Die gemeinsame Sprache allein ist aber für ein volkliches Staatswesen nicht tragfähig – davon zeugt die Existenz der deutschsprachigen Länder Schweiz und Österreich. Ein volklicher Staat setzt eine historisch gewachsene Gemeinschaft voraus, und eine solche war das durch Jahrhunderte hindurch staatlich zersplitterte deutsch-römische Reich nicht. Die Kaisermacht hatte eher symbolischen Charakter und reichte im übrigen weit über den deutschsprachigen Raum hinaus.

Die Nationalliberalen und das Volk

Erst nach den napoleonischen Kriegen verbreitete sich der Gedanke, die Deutschen in einer nationalen Einheit zu sammeln. Aber die nationalliberale Bewegung bestand im wesentlichen aus Studenten, Akademikern und Angehörigen des wohlhabenden Bürgertums; sie hatte kaum Wurzeln im einfachen Volk. Das zeigte sich 1848, als ganz Westeuropa sich erhob. Der Reichstag, der sich in Frankfurt versammelte, um eine freie Verfassung für ein vereintes deutsches Volk auszuarbeiten, bestand fast nur aus akademisch Gebildeten. Für Dänemark brachte damals der Führer der Nationalliberalen, Orla Lehmann, die Sicht dieser Klasse auf den Begriff: „Unser Land sollte von den Begabten, den Gebildeten und den Wohlhabenden regiert werden."

Wenn in Dänemark als dem einzigen Land Europas die Erhebung von 1848 glückte, so war das gerade nicht den Nationalliberalen zu verdanken. Sondern in den Jahren zuvor war unter Bauern, kleinen Handwerkern und anderem „einfachen Volk" eine spontane Aufruhrbewegung entstanden, die sich – christlich, sozial und politisch zugleich – gegen die Geistlichkeit, die Grundherren und die Staatsbeamten richtete. Schon vor 1848 organisierte sich diese Bewegung in der *Bondevenneselskab,* der „Gesellschaft der Bauernfreunde". Sie trat zur Wahl zum verfassunggebenden Reichstag von 1848 an, trotz starker Widerstände seitens der Akademiker und anderer Gruppen der Oberklassen, und konnte mehrere Abgeordnete ins Parlament entsenden. Es war diese Bewegung, in der N.F.S. Grundtvig mit seiner „volklichen Aufklärung" eine Basis fand, und so entstanden aus ihr heraus nach 1864 selbstorganisiert und von unten her freie Kirchen, Freischulen, Volkshochschulen und Versammlungshäuser. Von solchen Voraussetzungen her gewann das Volk die Kraft, die Genossenschaftsbewegung aufzubauen, die Landwirtschaft umzuorganisieren, die Demokratie durchzusetzen und nach der militärischen Niederlage gegen Preußen 1864 überhaupt einen Glauben an die Zukunft zu gewinnen. Das alles kam von unten, und dadurch unterscheidet sich das dänische Volk vom übrigen Europa. Von daher rührt auch die in Dänemark verbreitete Skepsis gegenüber der Europäischen Union als einer Herrschaft von oben.

Nach dem Fiasko, das die Nationalliberalen 1848 hingegen in Deutschland erlebten, war es Bismarck, der ihre Ideen aufgriff und mittels dreier Kriege verwirklichte. Er vereinte allerdings nur das „kleinere" Deutschland, um Preußen herum, und schloß damit Österreich aus. Es erhielt eine schicksalshafte Bedeutung für die Deutschen, daß ihnen damit klar vor Augen geführt wurde, das nationale Ziel sei nicht durch Parlamentsbeschlüsse zu erreichen, sondern nur auf militärischem Wege. Nationalgefühl und Militarismus wurden für die Deutschen zwei Seiten ein und derselben Sache.

Der italienische Weg zur politischen Einheit verlief in ähnlichen Bahnen. Es ist daher

nicht zufällig, daß die Geschichte dieser beiden Länder in unserem Jahrhundert einen Hitler und einen Mussolini hervorbrachte mit ihren Nationalismen betont militaristischer Art.

Sogar gutwillige und wohlmeinende Deutsche haben es oft schwer, diesen Zusammenhang zu erkennen. In einer christlichen Volkshochschule in Ostfriesland hingen in den sechziger Jahren Porträts von Luther, Goethe und Bismarck nebeneinander. Als ich den Schulleiter fragte, wie der letztere in eine so gute Gesellschaft habe kommen können, antwortete er, es sei doch Bismarck gewesen, der das deutsche Volk vereint habe. „Ja aber wie?", fragte ich zu seiner Verwunderung.

Die disziplinierende Haltung durch die Verbindung von Militarismus und Nationalgefühl verstärkte sich im lutherischen Preußen und in Norddeutschland dadurch, daß der Bevölkerung über Kirche, Schule und Bibel auf der Grundlage von Paulus eingehämmert wurde, jede Obrigkeit sei von Gott eingesetzt, und daher sei man ihr zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet – sogar dann, wenn befohlen werde, Kinder, Frauen, Juden und andere mehr oder weniger unschuldige Menschen zu erschießen. Das Wort von Paulus führte während der großen Kriege dazu, daß einfache Soldaten an den fürchterlichsten Untaten teilnahmen, und es wurde danach als Entschuldigung von denen verwandt, die die Verbrechen angeordnet hatten – denn auch sie waren ja nur den Befehlen gefolgt, die sie von oben erhalten hatten.

Im Gegensatz dazu verbreitete sich von England her eine andere Einstellung. Wenn die Regierung etwas befiehlt, das unmenschlich ist und deinem Gewissen widerspricht, so hast du dafür zu sorgen, daß diese Regierung abgesetzt wird.

Was an militärischer und politischer Macht nach draußen hin verloren wurde, kann im Inneren wiedergewonnen werden, nämlich als geistige Lebenskraft und volkliche Verantwortung. Sowohl Einzelmenschen als auch Völker lernen ja mehr aus Niederlagen denn aus Siegen.

Das Versagen nach 1945

Leider führte die Niederlage von 1945 nicht zu einer radikalen Selbstbesinnung in der deutschen Bevölkerung in Richtung auf eine Neubewertung des Nationalen. Damals gab ich auf Aufforderung eines Stuttgarter Verlags ein Buch über Grundtvig auf deutsch heraus, in dem ich der Hoffnung Ausdruck verlieh, die Deutschen würden ebenso wie die Dänen nach der Niederlage von 1864 verstehen lernen, daß das, was an militärischer und politischer Macht nach draußen hin verloren wurde, im Inneren wiedergewonnen werden könne, nämlich als geistige Lebenskraft und volkliche Verantwortung. Sowohl Einzelmenschen als auch Völker lernen ja mehr aus Niederlagen denn aus Siegen.

Fünfzig Jahre unterschiedlicher Meinungsbildung und Erziehung können nicht einfach weggezaubert werden, wenn die Menschen keinem lebendigen poetischen und volklichen Traum von einer menschlichen Gemeinschaft begegnen, der eine gemeinsame Politik tragen kann.

Meine Hoffnung war vergeblich. Die Westmächte brauchten nach dem Krieg ein starkes Westdeutschland als Bollwerk gegen die Sowjetunion, mit der man zwar alliiert gewesen war, die man aber faktisch als den Hauptfeind ansah. Denn ihr System bedrohte das System des freien Marktes, das die Existenzgrundlage für die Waffenfabrikanten, Industrie- und Großkonzerne, Finanzfürsten und Kapitalisten des Westens war. Es war der Westen, der die Mauer schuf, indem er erst ökonomisch und dann politisch die westlichen Besatzungszonen von der russischen isolierte. Das führte zur Gründung der Bundesrepublik und hernach konsequenterweise der DDR.

Adenauer erkannte sogleich die politischen Möglichkeiten, die darin lagen, daß ein demokratisches Westdeutschland die Gleichstellung mit den Westmächten erreichen und mit einer solchen neuen Perspektive zugleich das Grauen der Konzentrationslager etwas in den Hintergrund schieben könne. Wenn man schon kein „Neuropa" unter deutscher Oberhoheit bekommen hatte, so könnte man vielleicht ein Europa bekommen, in dem ein demokratisches Westdeutschland mit dem Westen auf gleichem Fuß verkehrte. Bis in Kohls Zeit mußte man dabei natürlich mit Vorsicht auftreten, aber es bedeutete doch eine Erleichterung für Politiker und Bevölkerung, im Interesse eines neuen Ziels das Schuldgefühl aus der Nazizeit loswerden oder doch an den Rand schieben zu können. Die Mitgliedschaft in NATO und EG zeugten vom Sieg dieses politischen Konzepts.

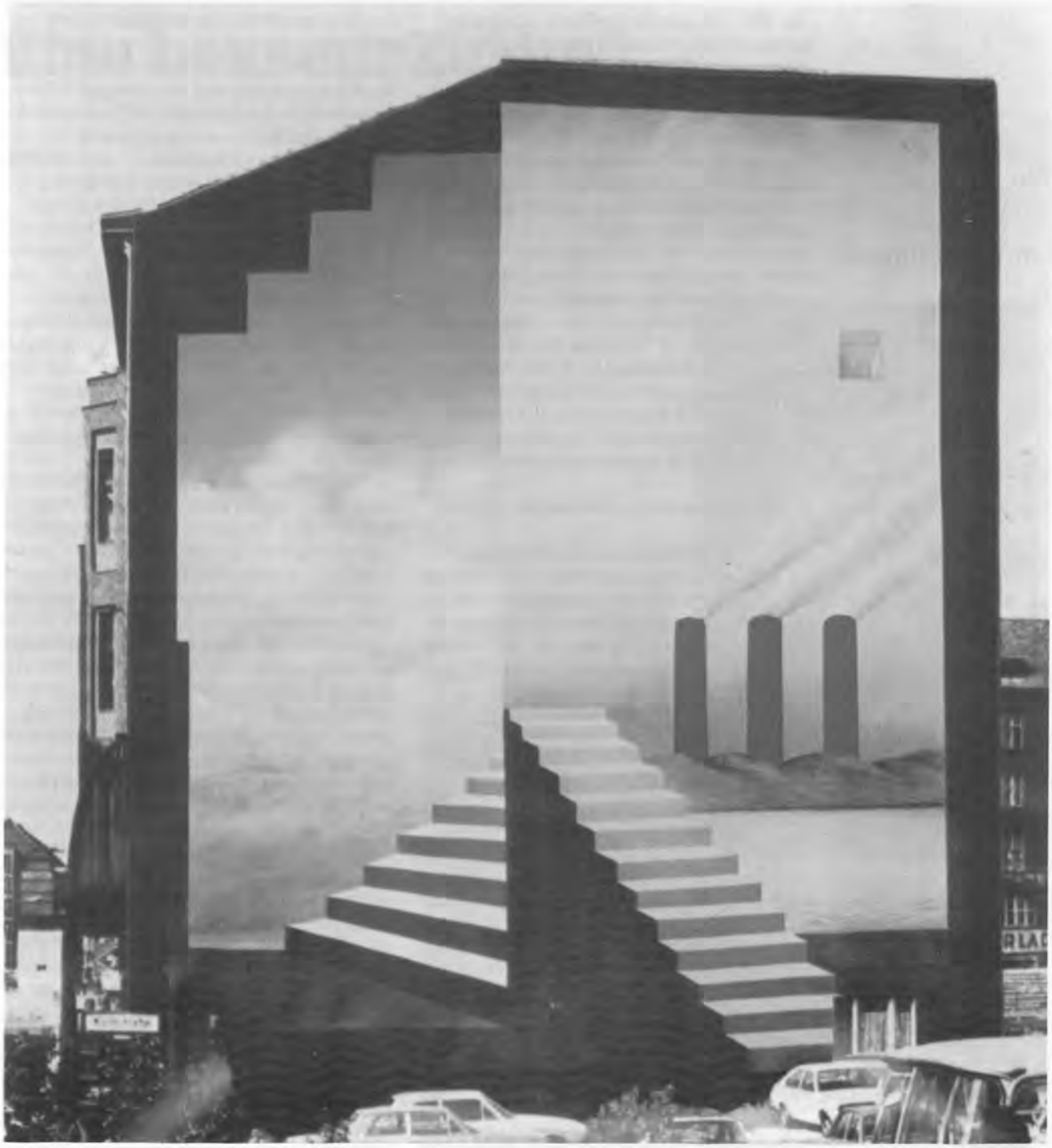
In der DDR hingegen identifizierte man die ganze Nazi-Periode mit der kapitalistischen und westlichen Gesellschaftsordnung. Indem man diese abschaffte und durch den gerechten Sozialismus ersetzte, standen Politiker und Bevölkerung auch hier mit sauberen Händen da.

Eine volkliche und nationale Selbstüberprüfung wurde so ersetzt durch eine wirtschaftliche, politische und militärische Machtstellung im Bündnis mit den Westmächten bzw. im Osten mit dem Sowjetsystem, das ja mit historischer Gewißheit in eine lichtere Zukunft führen werde. Die Entnazifizierung in Westdeutschland blieb eine oberflächliche Angelegenheit, die nur einige markante Nazis traf, aber nicht die Seele des Volkes. Beamte, Richter und Polizisten wurden bald wieder in ihre alten oder in neue Stellungen eingesetzt.

Die dänische Tageszeitung *Kristeligt Dagblad* berichtete unlängst über eine westdeutsche Kleinstadt, in der der Künstler Gradl geboren war und später lebte. Er war Hitlers Lieblingsmaler gewesen, hatte regelmäßigen Umgang mit Hitler, Göring und Goebbels und wurde daher in der NS-Zeit Ehrenbürger seiner Geburtsstadt. Durch die Entnazifizierung kam er hindurch, indem er sich zum „unpolitischen Künstler" erklärte. Als nun ein Autor aus derselben Stadt in einem Buch diese unbehagliche Geschichte beschrieb, wandten sich die Verantwortlichen wie auch die Bevölkerung der Stadt verärgert gegen ihn und verfolgten ihn auf grobe Weise.

Volkliche Wiedervereinigung?

1989 fiel die Mauer, und das Sowjetsystem brach zusammen, so daß die beiden deutschen Staaten sich politisch vereinigen konnten. Aber eine volkliche Wiedervereinigung wurde daraus nicht. Denn diese setzt eine volkliche und



Beitrag von Peter Foeller zum Wettbewerb „Wo Weltgeschichte sich manifestiert" – Bemalung der Giebelwand am Grenzübergang Checkpoint Charlie

historische Gemeinschaft geistiger Art voraus. Und da eine solche sich nach 1945 in Westdeutschland nicht hatte herausbilden können, konnte man die Ostdeutschen auch nicht einladen, sich dieser Gemeinschaft anzuschließen. Fünfzig Jahre unterschiedlicher Meinungsbildung und Erziehung können nicht einfach weggezaubert werden, wenn die Menschen keinem lebendigen poetischen und volklichen Traum von einer menschlichen Gemeinschaft begegnen, der eine gemeinsame Politik tragen kann.

Die Ostdeutschen begegneten stattdessen nur einem Markt- und Wettkampfdenken sowie einer EU-Politik, deren Ziel eine größere wirtschaftliche, politische und militärische Macht für Westeuropa ist. Ihre Erwartungen wurden nur hinsichtlich dessen angesprochen, am wirtschaftlichen Wohlstand teilzuhaben – ein Ziel, das sie zehn Jahre später immer noch nicht erreicht haben. Dafür wurde ihnen eine Arbeitslosigkeit von bislang unbekanntem Ausmaße beschert. Und die Westdeutschen schauen mit Herablassung und einem Anflug von Verachtung herab auf die „Ossis", die sich für die Ellenbogengesellschaft so wenig eignen. Mißgunst und Mißtrauen sind die Früchte des Mangels an volklicher Gemeinschaft.

Die offene Frage ist, ob Deutschland sich – zusammen mit der ganzen Europäischen Union

– auf dem richtigen Weg befindet. Ja, wir kämpfen doch für das beste und größte Ziel, für Demokratie und Menschenrechte in Europa und der ganzen Welt, wird man antworten. Aber ist dieser Kampf nicht eigentlich ein Kulturimperialismus, der in die Fußstapfen des früheren westlichen Kolonialismus tritt? Demokratie und Menschenrechte werden im Sinne des westlichen Individualismus ausgelegt, der sich in der Folge von Renaissance und Reformation verbreitete. In der Welt leben aber unzählige Völker, deren Lebensanschauung und Menschenbild diesen Individualismus nicht enthält, weil ihre Lebenssicht den Stamm, den Klan, das Dorf oder die Götter zum Ausgangspunkt nimmt. Das gilt nicht nur für Asien, Afrika und Südamerika, sondern auch für das orthodoxe Rußland und Osteuropa. Würde man nur Dostojewskij aufmerksamer lesen, so würde man auch im Westen das zu respektieren lernen.

Kolonialismus, Krieg und Demut

Stattdessen behaupten wir im Westen pharisäisch, unser Individualismus sei zusammen mit Marktwirtschaft und Menschenrechten als heiliger und universeller Wert allen Völkern der Welt aufzuzwingen – „so oder so". Das ist nicht nur Kulturimperialismus und pharisäisch, sondern führt zu politischem und militärischem Imperialismus, wie wir ihn auf dem Balkan erleben. Dort hat die NATO unter Umgehung der Vereinten Nationen und des gültigen Völkerrechts nach der jesuitischen Parole vom Zweck, der die Mittel heilige, um des Friedens und der Menschenrechte willen Serbien zerbombt und unschuldige Menschen getötet. Ein solcher Jesuitismus kann niemals zum Frieden führen.

Die gemeinsame EU- und NATO-Politik auf dem Balkan ähnelt auf bedenkliche Weise der österreichisch-deutschen Außenpolitik, die zum Ersten Weltkrieg führte, sowie Hitlers Allianz mit dem faschistischen Kroatien, die die Massenausrottung von Serben nach sich zog. Nicht zufällig war Deutschland das erste Land, das das neue selbständige Kroatien anerkannte – ohne die Rechte der serbischen Minderheit zu sichern, die damit in den Aufruhr getrieben wurde.

Selbstverständlich mußte man Milosevics Vorgehen gegen die Kosovo-Albaner entgegentreten. Aber ernsthafte Verhandlungen mit Rußland und Serbien im UN-Sicherheitsrat hätten zweifellos zu einem nicht weniger problematischen Ergebnis geführt, als man es nun mit Bombardierungen erreicht hat.

Der Fall der Mauer vor zehn Jahren wurde mit Jubel und der Hoffnung auf eine lichtere Zukunft begrüßt. Aber wenn er nur den Weg eröffnen sollte, mit allen – auch militärischen – Mitteln das individualistische Menschenbild und die egoistische Marktwirtschaft des Westens zu verbreiten, wäre das ein Verlust für die Menschheit. Wenn der Westen der Menschheit keinen besseren Mythos anzubieten hat als denjenigen der Produktion, des Konsums und des Individualismus, kann der Fall der Mauer eine wachsende Ratlosigkeit und den Mangel an menschlicher Identität nach sich ziehen. Haben die „Ossis" vielleicht dafür ein Gespür? Wenn wir hingegen demütig versuchen, von Osteuropa etwas über die Lebensnotwendigkeit der menschlichen Gemeinschaft zu lernen, und die Kulturen achten, die auf diesem Mythos aufbauen, könnte der Fall der Mauer einen Fortschritt für den Frieden zwischen allen Völkern bedeuten.

Poul Engberg

93 Jahre alt, ist eine der namhaftesten Persönlichkeiten der dänischen *Folkehøjskole-Bewegung* und wirkte seit 1935 als Kommentator im *Højskolebladet,* als Volkshochschullehrer und -leiter sowie als Priester kirchenfreier Gemeinden. Zahlreiche Bücher über Grundtvig, die Volkshochschulidee, die Mythologie des Nordens und kritisches volkliches Denken. Seine besondere Aufmerksamkeit für Deutschland ist geprägt durch den dänischen Widerstandskampf gegen die deutsche Besatzung im 2. Weltkrieg, durch die Kritik an der Europäischen Union und durch jahrzehntelange persönliche Verbindungen mit deutschen Milieus.

Übersetzung des Textes aus dem Dänischen von Henning Eichberg.

Eine bessere Zukunft – oder Chaos?

Pernille Frahm

Zusammen mit meiner Schwester saß ich Tag und Nacht vor dem Fernsehschirm und weinte. Wir konnten es einfach nicht fassen, war das nun wirklich wahr? Unser ganzes Leben hindurch war Europa geteilt gewesen, und Familienangehörige auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs konnten uns nur selten besuchen. Der Kalte Krieg mit seinem Gleichgewicht des Schreckens war ein wichtiger Teil unseres Alltags, denn wir waren in einer politisch sehr aktiven Familie aufgewachsen, und da war nichts zu groß oder zu klein, um nicht hin- und herdiskutiert zu werden.

Im internationalen Ausschuß der Sozialistischen Volkspartei schlug die Stimmung damals hohe Wellen. Jetzt bekommen wir bald ein vereinigtes Deutschland, behauptete ich, aber die übrigen Ausschußmitglieder tendierten eher zur Annahme, das werde noch mindestens ein Menschenalter dauern. Die folgenden Ereignisse gaben mir zwar unmittelbar recht, aber faktisch und langfristig waren es die anderen, die recht behielten. Denn die vernünftige Zusammenfügung von Bevölkerungsteilen, die ein Menschenleben lang unter so unterschiedlichen Systemen gelebt hatten, bedurfte sorgfältiger Vorbereitung und Erörterung. Stattdessen wählte man in Deutschland den schnellstmöglichen Weg und warf dabei viele der sozialen und kulturellen Rechte, die die Ossis errungen hatten, mit dem verachteten kommunistischen Regime über Bord. Wieder einmal mußten wir erleben, mit welch arrogantem Besserwissen der Westen seine Umgebung betrachtet: Wir haben recht, weil wir recht bekamen.

Aber da ist ein Unterschied zwischen recht bekommen und recht haben, und das mußte ich damals erfahren. Heute erleben wir nämlich – aus der Sicht der nordeuropäischen Linken – Deutschland als ein gespaltenes Volk. Nicht nur gespalten zwischen Ost und West, sondern auch gespalten zwischen denen, die – wie man so sagt – mit auf dem Wagen sitzen, und denen, die hinterherhinken. Der politische Extremismus, der sich unter anderem durch das Abbrennen von Asylzentren und Einwandererwohnungen Ausdruck verleiht, weckte Erinnerungen an eine nicht gar so weit zurückliegende Vergangenheit.

Und doch sehen wir in Deutschland zugleich auch einen Willen am Werke, die Umwelt ernstzunehmen – einen Willen, den ich bei der Regierung unseres eigenen Landes oft vermisse. Deutschland lag nämlich vorn, als es darum ging, Flüchtlinge aus Bosnien aufzunehmen, und dann wieder, als es im Kosovo brannte. Deutschland nahm auch die besonderen sicherheitspolitischen Möglichkeiten Europas ernst, als man darauf bestand, Rußland in die Lösung des Kosovo-Konflikts einzubeziehen.

Deutschlands Geschichte wird nie so etwas sein wie eine lineare epische Erzählung. Das Unvorhersehbare ist möglich, und nichts bleibt so, wie es war. Die Hoffnung auf ein besseres Europa mit einem besseren Deutschland kann nicht ausgeschlossen werden. Denn die jüngsten Entwicklungen zeigen zugleich auch ein deutsches Volk, das aus der Geschichte zu lernen bereit ist. Vielleicht hat man zu viel Lehrgeld bezahlt, um nun auf die Lehre zu verzichten.

Pernille Frahm

ist Abgeordnete der dänischen *Socialistisk Folkeparti* im Europaparlament.

Übersetzung des Textes aus dem Dänischen von Henning Eichberg.

Zu den Fehlern der Vergangenheit stehen

Roberto Giardina

Anfang September 89, es war Freitagnachmittag, fuhr ich von Ostberlin Richtung Erfurt, um einen Pfarrer vom soeben gegründeten „Neuen Forum" zu interviewen. Mein Visum galt zwar eigentlich nur für die Hauptstadt der DDR, doch ich wollte ja auch gleich am selben Tag wieder zurückfahren. Nach einem Halt in Leipzig geriet ich in einen Stau des sozialistischen Wochenend-Verkehrs. Das hatte ich nicht erwartet: mit meinem geliehenen kapitalistischen Auto eingeklemmt zu sein zwischen Tausenden von Trabantfahrern, deren Augen voll neugierigem Haß auf mich gerichtet waren.

Ich kam zu spät in Erfurt an, hatte aber auch keine Lust, gleich wieder in mein Palast-Hotel nach Ostberlin zurückzufahren. Da versuchte ich zu bluffen, typisch italienisch eben. Ich ging in den „Erfurter Hof" – hier hatte ich in jungen Jahren Willy Brandt am Fenster stehen sehen. „Das Palast-Hotel hat hier ein Zimmer für mich reserviert", log ich. Das sollte bedeuten, daß ich ein Visum hatte.

„Stimmt nicht", erwiderte die Frau an der Rezeption, die kein Verständnis für meine romantischen Erinnerungen an Willy Brandt haben wollte. Sie guckte meinen Paß an: „Und Sie haben auch kein Visum für Ost-Berlin", triumphierte sie und rief die Polizei. Eine Nacht in Honeckers Gefängnis – was für ein Artikel! Andererseits fürchtete ich, nicht mehr in die DDR einreisen zu dürfen, und das in so bewegten Tagen wie diesen. So blätterte ich in meinem Paß voller gültiger und abgelaufener Visa für alle Länder des roten Paradieses und konnte ihr tatsächlich das Visum vorweisen, das sie übersehen hatte.

Sie wurde blaß. „Alles in Ordnung", versicherte sie der Polizei und übergab mir den Zimmerschlüssel.

Typisch DDR, sich strengstens an die Vorschriften zu halten. Und typisch deutsch, im Osten und im Westen, gestern und heute. Und gleichzeitig: Beweise den Deutschen, daß sie einen Fehler gemacht haben, und sie geben sofort und bedingungslos nach, auch wenn sie eigentlich im Recht wären. Wie die Nachtportierin im „Erfurter Hof". Eigentlich müßte sie die Polizei alarmieren, aber dann müßte sie ja auch ihren Fehler eingestehen. So war ich leider gerettet. Kein Blick mehr in die rote Zelle.

Nur noch acht Wochen, und die Mauer war weg.

Ich hatte es nicht vorhergesehen, und sie auch nicht. Aber jetzt lese ich immer wieder Beiträge von Kollegen und Politikern, die schon in diesem Sommer alles gewußt haben.

Ich frage mich, was aus dieser Frau geworden ist. Entlassen, arbeitslos, in Rente? Der „Erfurter Hof" ist mittlerweile geschlossen, man hat neue Hotels eröffnet, ohne Flair, ohne Seele – wie sich auch ganz Berlin in ein preußisches Manhattan verwandelt.

Doch nach wie vor wird entlang von Vorschriften Vergangenheit abgewickelt, um nicht zugeben zu müssen, daß Fehler gemacht worden sind. Hüben wie drüben...

Roberto Giardina

geboren 1940 in Palermo, lebt in Berlin und arbeitet als Auslandskorrespondent für „La Nazione" (Florenz) und „Il Resto del Carlino" (Bologna). 1969 bis 1975 Korrespondent für „Il Giorno" (Mailand), wieder in Deutschland seit 1986. Autor von Romanen und Sachbüchern; in Deutschland erschienen: „Anleitung, die Deutschen zu lieben" und „Lob der Rothaarigen".

Hoffnung 1989: „Helmut, du bist auch unser Kanzler!“

Josef Gonschior

Den Mut, mich nach 45 Jahren Zwangspolonisierung wieder öffentlich in meiner Umgebung als Deutscher zu bekennen, bekam ich Ende 1989 in Kreisau/Niederschlesien (jetzt polnisch Krzyzowa) während des Treffens des polnischen Ministerpräsidenten Tadeusz Mazowiecki mit Bundeskanzler Helmut Kohl. Wir Deutschen aus Oberschlesien fühlten uns damals zum ersten Mal gemeinsam wieder stark unter der öffentlich auf Spruchbändern demonstrierten Losung „Helmut, Du bist auch unser Kanzler“. Unvergeßlich blieb für mich der besorgte Blick von Masowiecki vor der „Versöhnungsmesse“ auf diese Spruchbänder, während er gleichzeitig den mit frischem Kies bedeckten Zugang zum Altar inzpizierte – an dieser Stelle hatten sich noch vor wenigen Tagen die Jauche-Lachen des maroden staatlichen Agrarkombinats auf dem früheren Gut des Grafen James von Moltke ausgebreitet.

Was verstanden wir unter jener Losung? Wie groß war der Anteil der Deutschen, die noch glaubten, daß aus den „2+4-Verhandlungen“ auch eine staatliche Rückkehr Schlesiens zu Deutschland hervorgehen könne? Diese Frage bleibt wohl unbeantwortet. Persönlich gehörte ich nicht zu den „Hurra-Optimisten“. Die Deutschfreundlichkeit der Westmächte blieb auch weiterhin begrenzt, Polen gab der Welt den Papst und die Solidaritätsbewegung, die das Ende des Kommunismus einleiteten, und die CDU von Helmut Kohl war nicht mehr die CDU von Konrad Adenauer.

Der deutsch-polnische Nachbarschaftsvertrag vom 17.6.1991 teilte uns den Status der „C-Deutschen“ zu (A – die Westdeutschen, B – die Mitteldeutschen, C – die deutschen Volksgruppen in den ehemaligen deutschen Ostgebieten). Das soll auf keinen Fall eine kritische Bemerkung sein; die heutigen Gegebenheiten resultieren aus der Machtpolitik von Josef Stalin, dessen Vorstellungen sich die Westmächte nach 1940 aufdrängen ließen. Wir heimattreuen Deutschen in Oberschlesien zahlten den größten Preis für den verlorenen Krieg und zahlen ihn weiter. Daß wir zu einer nationalen Minderheit geworden sind, soll uns nicht stören – in ein paar Jahren werden alle Völker im vereinigten Europa eine Minderheit darstellen.

Dagegen bin ich sehr kritisch eingestellt gegenüber dem Verhalten der deutschen Regierungen in den vergangenen Jahren, das ich als Verstoß gegen die bisherigen moralischen Normen unserer abendländischen Kultur empfinde.

Die normale Reihenfolge in der Rangordnung ist doch diese: zuerst kommt die Familie, dann Volk und Konfession, dann alle übrigen. Ich habe den Eindruck, daß diese Grundregeln von den deutschen Regierungen völlig über den Haufen geworfen werden und daß sie viel zu wenig für die eigenen Volksminderheiten in Osteuropa tun. Schon im deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrag fehlen Bestimmungen für eine „positive Diskriminierung“, ohne die keine Minderheit eine Chance hat, dem Assimilierungsdruck von Seiten der Mehrheit zu widerstehen. Acht Jahre nach Ratifizierung des Nachbarschaftsvertrages sieht es sehr schlecht aus mit der Verwirklichung der wichtigsten Vereinbarungen in punkto „Minderheiten – Artikel 20 und 21“. Noch immer gibt es in Polen kein Schulkonzept, das unseren Kindern und Jugendlichen (nach 50 Jahren Zwangspolonisierung) flächendeckend das Erlernen der deutschen Muttersprache gewährleisten würde. Die Erfahrungen der deutschen Volksgruppen in Ungarn und Rumänien zeigen, daß dazu sechs

Bundeskanzler Kohl und der polnische Regierungschef Tadeusz Mazowiecki umarmen sich bei der Messe auf Gut Kreisau

bis zehn Stunden Deutschunterricht pro Woche erteilt werden müßten. Die neue Schulreform in Polen bringt diesbezüglich keinen Fortschritt; weiterhin werden nur drei Stunden Deutsch pro Woche angeboten, und es gibt keine Unterstützung und keinen Druck von Seiten der deutschen Regierungen, dies zugunsten der deutschen Minderheit zu ändern.

In dem angestrebten vereinten Europa sollte ausgewiesenermaßen die Vielfalt der Kulturen nicht verloren gehen. Hingegen hat man den Eindruck, daß die Vereinheitlichung in Richtung auf eine Monokultur viel schneller voranschreitet als die wirtschaftliche Integration. Nationale Minderheiten sind von Natur aus der Tradition mehr verbunden als das Staatsvolk – was gefährdet ist oder was man verloren hat, liebt man mehr. Der bekannte deutsche Dirigent Gotthilf Fischer meinte zurecht, als er mit unseren deutsch singenden Chören in Oberschlesien und mit dem Publikum zusammenarbeitete, eigentlich seien die Angehörigen der deutschen Minderheit in Oberschlesien die wahren „A-Deutschen" und nicht die Deutschen in der Bundesrepublik.

Auch deswegen sollte die deutsche Regierung – falls sie nicht auf das Erbe der jahrhundertelangen deutschen Kulturgeschichte verzichten will und auf eine Entwurzelung aus der Vergangenheit hinzielt (leider sieht es danach aus) – darauf achten, daß ihre Minderheiten in Osteuropa nicht verschwinden, denn diese sind die angestammten Kulturträger und Kulturhüter der deutschen Geschichte in diesen Regionen.

Meine bescheidenen und realistischen Hoffnungen wurden nicht erfüllt, und wenn die Verzichtspolitik der Bundesrepublik und das Durcheinanderbringen der Werte sich fortsetzen, werden wir nicht viel weiter kommen. Goethe sagte einmal: „Wenn du nicht etwas sehr Großes schaffen kannst, mache etwas Kleines, aber Nützliches." So kommen auch wir Deutschen in Oberschlesien nur mit der „Methode der kleinen Schritte" voran. Leider kann man aber mit dieser Methode die künftigen Generationen einer 0,5 bis 1 Million Menschen zählenden Volksgruppe nicht vor der Assimilierung bewahren.

Dr.-Ing. Josef Julius Gonschior

wurde 1937 in Ratibor/Oberschlesien geboren. Nach Abschluß einer Klasse der deutschen Volksschule flüchtete er 1945 vor den Russen nach Oberbayern, von wo er 1946 mit den Eltern zur „Heimat und Scholle" zurückkehrte. Er studierte Chemie in Gleiwitz und promovierte an der Technischen Hochschule in Breslau. Mit einer deutschen Ratiborerin verheiratet, war Gonschior über 30 Jahre lang in seiner Heimatstadt als Leiter der Abteilung für Forschung und Entwicklung des Kohlenstoff-Elektrodenwerks (früher „Siemens-Plania") tätig.
Gonschior gehört zu den Gründern des Deutschen Freundschaftskreises in Ratibor und arbeitet als Geschäftsführer in der Bezirksdienststelle, die zehn Kreisgruppen mit 135 Ortsverbänden und 75000 Mitgliedern der deutschen Minderheit der Woiwodschaft „Slask" betreut.

Chance Einheit

Gertrud Höhler

Als sie aus den Fensterreden der Politiker in unseren Alltag sprang, unvermutet und ungerufen, die „deutsche Einheit", da fielen die Sehnsuchtskerzen von den Fensterbrettern. Jahr für Jahr war das ein friedliches, stilles Rufen gewesen von hüben nach drüben – und nun ist drüben hüben geworden –, schon fast zehn Jahre lang. „Einigkeit und Recht und Freiheit", die letzte und offizielle Festtagsstrophe der deutschen Nationalhymne, ist nicht mehr Zukunftswunsch, sondern manifeste Gegenwart – oder?

Einigkeit macht stark, das lernt schon jedes Kind beim Spielen und Balgen. Die deutsche Einheit war ein Überraschungscoup, der Deutschland stärker machte – zunächst aber nur in den Köpfen seiner Beobachter. Rasch entwickelten sich viele launige und auch bittere Sprüche, die von den deutschen Köpfen und Herzen anderes berichteten, als die Nachbarn sahen: Die „innere Einheit" sei nicht gelungen, heißt es da, und 40 Jahre getrennter Geschichte seien nicht plötzlich gemeinsam weiterzuschreiben. Bilanz: keine Einigkeit.

Auch nicht über das, was Recht und Gerechtigkeit sein sollen für die ungleich geprägten Wessis und Ossis – vor allem Uneinigkeit darüber, wer das denn besser weiß und wer nun bestimmen soll, was gerecht ist: gleiche Chancen, gleiche Löhne, gleiche Preise? Und was ist mit den vielen nie gebotenen Chancen, kann man Menschen dafür rückwirkend entschädigen? Und wen darf man rückwirkend bestrafen – für was? Für Mitläufertum auch, während die Probe aufs Exempel den Wessis erspart blieb? Und dann der größte Brocken: die Freiheit. Ging es nicht eigentlich um sie? „Macht das Tor auf!" meinte doch wohl sie, und alles, was ohne sie nicht zu haben ist: Entfaltungsrechte, Leistungsglück, Wohlstand – und nie mehr Angst. Gibt es einen höheren Wert als die Freiheit?

Auch darüber sind wir uns in Deutschland höchstens theoretisch einig. Deutlicher ist für sehr viele Deutsche die Nachtseite der Freiheit: Verlust von Geborgenheit und eindeutigen Antworten. Verlust an Fürsorge und Bequemlichkeit. Verlust an Nähe und Berechenbarkeit. Sicherheitsgefühle kommen eher in der Enge als in der Weite auf. Ein paar Millionen Deutsche frösteln noch immer in der deutschen Einheit in Freiheit.

Wenn die anderen, die sich besser fühlen, auch diesen Deutschen zeigen wollen, wie stark die Einheit uns macht, dann geht es nur, wenn wir gemeinsam klären, was wir auf keinen Fall verlieren möchten. Denn so ist es am leichtesten, zu erfahren, ob es nicht doch einen verschütteten Besitz an Gemeinsamkeiten gibt, über den wir uns völlig einig sind. Im Jargon heißt so etwas „Grundkonsens", und was darin schlummert, sind nicht die Wegweiser für die Strecke, aber die Ziele, auf die wir gemeinsam zugehen wollen – gleichviel, woher wir kommen.

Wundert es uns wirklich, daß unser Umgang mit Freiheit die neuen Teilhaber nicht restlos begeistert? Daß unsere Kampfkultur im Wohlstandswettbewerb das Heimweh nach Geborgenheit mehr nährt als stillt? Eine Gesellschaft, die das Ausatmen verlernt hat, die nur noch schluckt und rafft und stapelt, seien es nun Events oder Konsumgüter oder Reisekilometer, verliert ihr Glück. Und niemand sieht das deutlicher als der neu eintretende Mitbewohner dieser Kultur.

Die Enttäuschung all jener Deutschen, die sich als „Verlierer der Einheit" erleben, ist die große Chance auf eine neue Einigkeit, in der zwei Sorten von Lastern auf den Prüfstand unserer gemeinsamen Wünsche gehen: jene Laster, die der Mangel an Freiheit, und jene, die der Überfluß an Freiheit mit sich bringt.

Prof. Dr. phil. Gertrud Höhler

Beraterin von Wirtschaft und Politik, Berlin. Vorträge zu kulturwissenschaftlichen Fragen; Beratung in Fragen der Öffentlichkeitsarbeit und Kommunikation, Führung und Unternehmenskultur, Kundenbeziehungen. Arbeiten für Rundfunk, Fernsehen, Zeitungen und Zeitschriften.

Die Öffnung der Berliner Mauer *(Triptychon im Abgeordnetenhaus von Berlin)*
Links: Öffnung des Grenzübergangs Invalidenstraße in der Nacht des 9. November. Mitte: Die Besetzung der Mauer vor dem Brandenburger Tor in den darauffolgenden Tagen. Rechts: Das Herausheben des ersten Mauersegments am Potsdamer Platz in den frühen Morgenstunden des 12. November in Anwesenheit des Bundespräsidenten Richard v. Weizsäcker, der einen Offizier der DDR-Grenztruppen begrüßt.

Bewegte und bewegende Tage

Matthias Koeppel

Die Öffnung der Berliner Mauer vollzog sich aus meiner Sicht – und ich war überall mit dem Skizzenblock dabei – in drei Schritten: Da war die Nacht vom 9. November 1989, die Tage darauf fand die große „Besetzung" der breiten Mauer am Brandenburger Tor statt, und dann das Herausheben des ersten Mauerstückes am Potsdamer Platz in den frühen Morgenstunden des 12. Novembers. Unser damaliger Bundespräsident traf erstmalig mit einem Offizier der Volkspolizei zusammen, der den ordnungsgemäßen Ablauf der Aktion bestätigte und seine Aussage mit dem historisch gewordenen Halbsatz beendete: „Keine besonderen Vorkommnisse, Herr Präsident".

Ich habe diese bewegten und bewegenden Tage alle mit dem Zeichenstift verfolgt.

Am Abend des 9. November war ich zur Geburtstagsparty von Ulrich Schamoni eingeladen, als Klaus Landowsky reingestürmt kam und verkündete, er käme gerade vom Brandenburger Tor, die Mauer sei offen. Ein aufgeregtes Raunen ging durch die Menge der Gäste, der Saal leerte sich sofort, und alles strömte in Richtung Mauer. Ich hatte einen Smoking an und darüber einen viel zu leichten Trenchcoat. Es war bitterkalt in jener Nacht, aber in dem Trenchcoat steckten gottseidank mein kleiner Skizzenblock und ein Bleistift, so daß ich vor Ort die ersten Zeichnungen machen konnte.

„Stasi-Schwein, hau ab!" riefen mir irritierte Bürger zu, die dachten, daß jemand, der mit Block und Bleistift hantiert und sich dazu noch mit einem Smoking tarnt, die Autonummern der Ankommenden notierte, um sie ordnungsgemäß der Staatssicherheitsbehörde melden zu können. Wenn ich dann meinen Zeichenblock vorzeigte, erntete ich sehr schnell ein verständnisvolles Lächeln.

In den folgenden Tagen trieb ich mich zwischen Invalidenstraße, Brandenburger Tor und Potsdamer Platz herum und skizzierte die vielen kleinen Szenen, in denen auch hin und wieder Politiker auftauchten, die Interviews gaben oder wie Walter Momper zum Beispiel, erstmal den Verkehr mit dem Megaphon regelten.

Dieses umfangreiche Skizzenmaterial war Ausgangsbasis für dieses Triptychon.

Wo denn nun dieses Gemälde stilistisch einzuordnen sei? Diese Frage können natürlich nur Kunsthistoriker beantworten. Die gläubigen Vertreter dieser Zunft werden dabei keinen leichten Stand haben. Unerschütterlich steht da die Behauptung im Wege, die moderne Malerei habe sich als Gegenbewegung zum Historienbild entwickelt, das sich im 19. Jahrhundert besonderer Wertschätzung erfreute. Wo diese Entwicklung mit ihren Höhenflügen und Abgründen hingeführt hat, können wir beispielsweise im Berliner „Hamburger Bahnhof" betrachten. Dort kann man auch über das Bibelwort sinnieren, das Jesus zum ungläubigen Thomas sprach: „Selig sind die, die nicht sehen und dennoch glauben".

Hier ist nun plötzlich wieder ein Historienbild, und es gibt viel darauf zu sehen. Ob Sie es zehn Jahre nach der Maueröffnung noch glauben wollen, überlasse ich Ihnen und wünsche viel Vergnügen bei der Betrachtung.

Prof. Matthias Koeppel

geboren 1937 in Hamburg, realistischer Maler in Berlin, wurde mit seinen Bildern zum Chronisten deutscher Geschichte.

Geduld in der Potenz

Reiner Kunze

Abzusehen gewesen war, daß meine und noch eine Generation erst werden sterben müssen, ehe es wieder Gesamtdeutsche gibt. Ebenfalls war abzusehen gewesen, daß im vereinten Deutschland nicht nur die um Demokratie Bemühten vereint sein würden, sondern auch diejenigen, die das politische System der Bundesrepublik Deutschland zu untergraben gedenken – zum einen jene also, die bereits 1990 proklamierten, das „sozialistische Potential" der DDR als „subversives Element" in das vereinte Deutschland einbringen zu wollen, und zum anderen die Neonationalsozialisten, Antisemiten und Fremdenfeinde. Nicht abzusehen gewesen war, daß diejenigen in Ost und West, denen es auf die persönliche Freiheit in einem solidarischen Gemeinwesen ankommt oder ankommen sollte, nicht nur ein normales Maß an Geduld füreinander würden aufbringen müssen, sondern Geduld in der Potenz.

Dr. phil. h.c. Reiner Kunze

Geboren am 16.8.1933 in Oelsnitz/Erzgebirge. Bergarbeitersohn. 1951-55 Studium der Philosophie und Journalistik an der Universität Leipzig. 1955-59 wiss. Assistent mit Lehrauftrag. Aus politischen Gründen Abbruch der Universitätslaufbahn, Arbeit als Hilfsschlosser. Seit 1962 freiberuflicher Schriftsteller. 1976 Ausschluß aus dem Schriftstellerverband der DDR. 1977 Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland. 1988/89 Gastdozenturen für Poetik an den Universitäten München und Augsburg.
1968 Übersetzerpreis des Tschechoslowakischen Schriftstellerverbandes; 1971 Deutscher Jugendbuchpreis; 1973 Literaturpreis der Bayer. Akademie der Schönen Künste und Mölle-Literaturpreis, Schweden; 1977 Georg-Trakl-Preis, Österreich, Andreas-Gryphius-Preis und Georg-Büchner-Preis; 1979 Bayer. Filmpreis (Drehbuch); 1981 Geschwister-Scholl-Preis; 1984 Eichendorff-Literaturpreis; 1993 Großes Bundesverdienstkreuz; 1998 Europa-Preis für Poesie, Serbien; 1999 Friedrich-Hölderlin-Preis.
Werke (Auswahl): Die wunderbaren Jahre. Prosa. 1976; Eines jeden einziges leben. Gedichte. 1986; Deckname „Lyrik". Dokumentation. 1990; Wohin der Schlaf sich schlafen legt. Gedichte für Kinder. 1991; Mensch ohne Macht. Dankreden. 1991; Wo Freiheit ist... Gespräche 1977-1993. 1994; Bindewort „deutsch". Reden. 1997; Ein tag auf dieser erde. Ged. 1998.
Reiner Kunzes Lyrik und Prosa wurden in dreißig Sprachen übersetzt.

Die Mauer fällt

Freya Klier

Am Checkpoint das Chaos mit Volksfestcharakter. Unter Applaus schieben sich Trabis und Taxen gen Westen, Spritztour in die eingemauerte Stadt Berlin. Eine Schulklasse darf die Deutschstunde live erleben. Lachende Radler, schwere Koffer schleppende Ehepaare. Im Gewühl schwenkt eine rote Fahne gen Osten: Willkommen, liebe Genossen, alias Brüder und Schwestern.

Zu Hause die Hektik der historischen Stunde. Jugendliche aus Ostberlin stehen vor der Tür, mußten nicht mal ihren Ausweis zeigen, sind einfach durch. Müssen bald zurück, kommen morgen wieder. Dann die nächsten. Zwischenrein schnell zur Grenze: „Nein, Ihr Transitverbot gilt noch." Wir also doch noch nicht. Hat die Zeitmaschine mir den Kopf vernebelt?

Anrufe aus aller Welt. In Kanada weinen sie, sehen soeben den nächtlichen Ku'damm - ein Novembernachtstraum, durch den die Eingeschlossenen sich endlich freitanzen.

Die Mauer fällt. Was ist eine historische Stunde? Stammelnde Politiker, Verkehrschaos, Sondersitzung, Kundgebung?

Das Ausatmen macht Mühe. Vierzig Jahre lassen sich nicht mit einem Lachen abstreifen, Vergangenheit stülpt sich selbst auf die fulminanteste Wende. Wir haben gekämpft bis zur Lächerlichkeit, so hat mich denn die Wucht der Meldung unter die Bettdecke getrieben statt auf die nächtliche Straße. Was wird? Kauft Maxwell nun die Mauer auf? Keine Prognosen, alles ist möglich. Doch fürchte ich, die DDR könnte sich auflösen wie eine Brausetablette.

Meine Freunde im Wendland sehen ihr Zonenrandgebiet fallen, die wohl letzte Enklave der Linken. Wann durchschneidet die Autobahn Berlin-Bremen die Lüneburger Heide?

Wir sollten wenigstens Mecklenburg besetzen, bevor die Immobilienmakler sich über die Endmoränen hermachen.

11.11.1989

Freya Klier

geboren 1950 in Dresden. Schauspielstudium an der Theaterhochschule Leipzig und am Staatstheater Dresden. Regiestudium in Berlin. Tätigkeit als Schauspielerin und Regisseurin an verschiedenen Theatern der DDR. Mitbegründerin der DDR-Friedensbewegung. 1985 gemeinsame Auftritte mit Stefan Krawczyk in evangelischen Kirchen der DDR, im selben Jahr Berufsverbot. 1988 Verhaftung und unfreiwillige Ausbürgerung aus der DDR. 1991 Uraufführung des Theaterstücks „Schwarzer Rotgold"; 1993 Film „Verschleppt ans Ende der Welt. Ostdeutsche Frauen auf Spurensuche in Sibirien". Lebt als freischaffende Autorin und Regisseurin in Berlin.
Veröffentlichungen:
Abreiß-Kalender. Ein deutsch-deutsches Tagebuch (1989); Lüg Vaterland. Erziehung in der DDR (1990); Die Kaninchen von Ravensbrück (1994); Verschleppt ans Ende der Welt (1996); Penetrante Verwandte. Kommentare, Aufsätze und Essays in Zeiten deutscher Einheit (1996).
Der abgedruckte Text wurde mit freundlicher Genehmigung der Autorin dem Band „Penetrante Verwandte" entnommen. Freya Klier attackiert darin unter anderem den Durchmarschversuch alter DDR-Seilschaften, beleuchtet aber zugleich auch westliche Naivität und Komplizenschaft, vor allem jedoch die fehlende Lernbereitschaft im Umgang mit der anderen deutschen Geschichte.

Deutsch-estnische und estnisch-deutsche Verbundenheit

Lennart Meri

Meine Empfindungen beim Zurückblicken auf Mauerfall und deutsche Einheit? Ich hab mich riesig gefreut! Ich war ja einer der wenigen, die die Mauer von beiden Seiten gesehen hatten. Kurz vor dem Mauerfall war ich wieder in Berlin und habe mit einem Freund von mir die Mauer besichtigt. Er meinte, es müsse hier irgendwo ein Graffiti über Estland geben, und ich habe gleich drei entdeckt. Ich war sehr glücklich, daß man Estland nicht vergessen hat. Ich hatte das Gefühl, daß die Deutschen wußten, daß auch Estland hinter der Mauer verborgen ist.

In der Zwischenzeit ist nur das Erwartete passiert, nämlich daß Europa sich ein bißchen mehr gefunden hat, daß es ein bißchen europäischer geworden ist – wenn auch bei weitem noch nicht genügend. Da sich in Europa die Freizeit ständig vergrößert, wird man sich mehr und mehr der Kultur zuwenden. Und wenn es um Kultur geht, dann muß jedes Land und jede Gemeinde sich viel mehr der eigenen Identität widmen. Dadurch wird man eine Menge an Reichtümern entdecken, die man seither vielleicht gar nicht bemerkt hat. Dies gilt nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa.

Lennart Meri

ist seit 1992 Staatspräsident der Republik Estland. 1929 in Reval/Tallinn als Sohn eines estnischen Diplomaten geboren, lernte Meri bereits in seiner Kindheit verschiedene Länder Europas kennen. Als Zehnjähriger erlebte er 1939/40 den Auszug der Deutschen aus ihrer baltischen Heimat und die sowjetische Annexion.
1941 wurde die Familie wie Zehntausende anderer Esten, Letten und Litauer in ein Lager in Sibirien deportiert. Nach seiner Rückkehr Ende der 40er Jahre schloß Meri 1953 sein Studium an der Universität Dorpat/Tartu als Historiker und Sprachwissenschaftler ab. Da ihm als Historiker Berufsverbot auferlegt war, wandte er sich bald Funk und Film zu.
In der estnischen Bürgerrechts- und Unabhängigkeitsbewegung, die sich ab Mitte der 80er Jahre immer unüberhörbarer meldete, war Lennart Meri eine der führenden Persönlichkeiten. Nach den ersten freien Wahlen – damals noch zum Obersten Sowjet Estlands – im Frühjahr 1990 wurde Meri Außenminister, am 6. Oktober 1992 wurde er als Staatspräsident vereidigt, 1996 erfolgte seine Wiederwahl.
Bei vielen Gelegenheiten hat Lennart Meri die Bedeutung der Deutschbalten für Geschichte, Kultur und Entwicklung des Baltikums während ihrer mehr als 700jährigen Anwesenheit gewürdigt und die deutschen Estländer eingeladen, an der Zukunft ihrer alten Heimat mitzuwirken.
In seiner Berliner Festansprache zum Tag der deutschen Einheit aus dem Jahre 1995 mahnte Meri die Deutschen, man könne einem Volk nicht trauen, das ständig eine intellektuelle Selbstverachtung vorführe – Deutschland sei eine „Republik der Reue" geworden.

Weitergehen auf dem Wege zu sich selbst

Wenn wir in der DDR in einem in jeder Hinsicht bewachten Territorium lebten, das vielen wie ein Gefängnis erschien und anderen einen Schutzraum für eine Gesellschaftsutopie bedeutete, dann könnte man glauben, wir seien mit der Vereinigung Deutschlands endlich im „richtigen Leben" angekommen. Dies mag wie ein Reifeschritt, ein Zivilisationsschub aussehen: entlassen in die Freiheit, Unabhängigkeit und Verantwortlichkeit.

Aber verantwortlich wofür und frei wohin? Frei für den Markt und verantwortlich für das Überleben? Aber Überlebenskampf ist noch keine zivile Lebenskunst. Und sich lebensberechtigt zu erfahren, ohne etwas Besonderes vorweisen zu müssen, das gehört nicht gerade zu den neuen Werten.

Eine seelische Befreiung hat jedenfalls nicht stattgefunden und war wohl auch auf beiden Seiten nicht erwünscht. Die Wohlstandsdrogen sind härter noch als politische Repression. Die Zeit ist nicht milder geworden und die Herzen sind nicht weicher, der Umgang miteinander ist nicht liebevoller und der Lebensgenuß nicht wirklich lustvoller geworden. Das verhindern Streß und Härte, Kampf und Konkurrenz und die Werte des schönen Scheins, deren Befriedigungskraft vor allem der Suggestion von Werbung, Mode und Prestige unterliegen. Das „richtige Leben" kann das noch nicht sein, und ob es wirklich schon das bessere ist?

Den Kritikern der Vereinigung wird gerne vorgeworfen, daß sie eben noch nicht in der Bundesrepublik angekommen seien. Offensichtlich sind die Wege der Befreiung – zu sich selbst und in die Bundesrepublik – nicht identisch. Viele Menschen im Osten sind ernüchtert; sie erfahren eine neue – materielle – Abhängigkeit, aber die seelische Gratifikation bleibt aus. Die konflikthafte Distanz begreife ich als Chance, als eine Herausforderung, gar nicht erst in einem neuen Utopia anzukommen, sondern weiterzugehen auf dem Wege zu sich selbst. Wenn äußerer Wohlstand seine berauschende Wirkung nicht mehr entfalten kann, bekommen innerer Reichtum und mitmenschliche Beziehungen eine Chance zur Gestaltung unseres Lebens.

Dr. med. Hans-Joachim Maaz

Geboren 1943, verheiratet, drei Kinder, Chefarzt der Klinik für Psychotherapie und Psychosomatik im Diakoniewerk Halle.
Publikationen zur deutschen Vereinigung: „Der Gefühlsstau. Ein Psychogramm der DDR" (1990), „Das gestürzte Volk. Deutschlands unglückliche Vereinigung" (1991), „Die Entrüstung. Deutschland, Stasi, Schuld und Sündenbock" (1992), „Die Einheit beginnt zu zweit" (1992).

Trotz Kritik glücklich

Jürgen Ritter

Ich blicke mit einem lachenden und einem weinenden Auge zurück.

Was mich stört, ist das Verhalten vieler westdeutscher Politiker und weiter Teile der westdeutschen Gesellschaft sowohl vor als auch nach der Wiedervereinigung.

Es sind heute Politiker an der Macht, die die Wiedervereinigung damals eigentlich gar nicht wollten oder sie für unmöglich gehalten haben. Gerhard Schröder, unser derzeitiger Bundeskanzler, sagte beispielsweise im Juni 1989, nach 40 Jahren Bundesrepublik solle man eine neue Generation in Deutschland nicht über die Chancen einer Wiedervereinigung belügen, „es gibt sie nicht." Sogar noch im September 89 meinte er sinngemäß, wer von Wiedervereinigung rede, sei reaktionär und hochgradig gefährlich.

Oder Egon Bahr im November 1988: „Es gibt keine Chance, die deutschen Staaten zusammenzuführen. Der Wille zur Wiedervereinigung ist objektiv und subjektiv Lüge, Heuchelei, die uns und andere vergiftet, politische Umweltverschmutzung." Noch im Dezember 88 sprach er von der Illusion einer Wiedervereinigung – und stellt sich heute in den Talkshows hin, als hätte er zur Wiedervereinigung beigetragen.

In einem Urteil des Bundesverfassungsgerichts nach dem Grundlagenvertrag von 1972 heißt es: „Aus dem Wiedervereinigungsgebot folgt: Kein Verfassungsorgan der Bundesrepublik Deutschland darf die Wiederherstellung der staatlichen Einheit als politisches Ziel aufgeben. Alle Verfassungsorgane sind verpflichtet, in ihrer Politik auf die Erreichung dieses Zieles hinzuwirken. Das schließt die Forderung ein, den Wiedervereinigungsanspruch im Inneren wachzuhalten und nach außen beharrlich zu vertreten und alles zu unterlassen, was die Wiedervereinigung vereiteln würde." Vor diesem Hintergrund haben die damaligen Politiker ihren Eid, den sie verfassungsgemäß geschworen haben, gebrochen – auch wenn sie davon heute nichts mehr wissen wollen.

In Berlin gibt es auf dem Breitscheid-Platz eine eingelassene Gedenkplatte mit einem Zitat von Rudolf Breitscheid, der 1944 im KZ Buchenwald ums Leben gekommen ist: „Die Geschichte wird einmal ein vernichtendes Urteil nicht nur über diejenigen fällen, die Unrecht getan haben, sondern auch über die, die dem Unrecht stillschweigend zusahen." Was anderes haben diejenigen Politiker getan, die, wenn an der Mauer jemand erschossen wurde, am Tag darauf bei der Leipziger Messe Sekt miteinander getrunken haben?

Vor 1989 wußten wir offiziell von 198 Todesfällen an der innerdeutschen Grenze, heute ist man mittlerweile an die 1000 herangekommen. 1000 Tote in Friedenszeiten. Dennoch wird über alles diskutiert, aber über diese Sache wird überhaupt nicht geredet, auch nicht im Fernsehen. Wären die Opfer andere, Amerikaner etwa, würde mit dem Thema sicher anders umgegangen. Aber es sind ja nur Deutsche. Auch was die politischen Häftlinge angeht, die Freikäufe und dergleichen – es wird mir zu wenig auch die westdeutsche Vergangenheit aufgearbeitet.

Eine Vergangenheit, zu der auch die westdeutschen Mitarbeiter des MfS gehören. Ich habe es am eigenen Leib gespürt, wenn auch vielleicht nicht so brutal wie andere: Ich bin im Westen als Westbürger von Westbürgern ausspioniert worden. Insgesamt 30000 Menschen, darunter Rechtsanwälte, Journalisten, Ärzte, haben für die DDR gearbeitet, haben im freien Teil für eine Diktatur gearbeitet. Das empfinde ich als ganz große Schande, und auch darüber sollte man einmal reden.

Ich bin selbst bei einer Demonstration in Berlin am 25. Jahrestag des Mauerbaus von Gegendemonstranten mit Steinen beworfen worden. Und ich frage mich, wo waren eigentlich drei Jahre später die Westdeutschen, als im Osten die großen Demonstrationen abliefen? Wo gab es Solidaritätsveranstaltungen? Der Westen hat so gut wie gar nichts beigetragen. Er war wohl einfach zu satt.

Umso mehr freue ich mich über das, was die Menschen im Osten geschafft haben. Die Deutschen können stolz und glücklich sein über diese friedliche Revolution. Es hätten ja auch solche Dinge passieren können wie sie in China passiert sind – wenn wir uns nur an die Friedensgebete erinnern, bei denen die Leute anschließend zusammengeknüppelt worden sind, oder auch an die ersten Demonstrationen. Mit der Zeit wurde dann immer vehementer die Forderung laut, daß es ein „einig Vaterland" werden solle, und die Forderung wurde Wirklichkeit! Natürlich liegt bis heute noch so manches im argen, zum Beispiel geht es nicht an, daß immer noch unterschiedliche Löhne gezahlt werden. Aber immerhin ein Stück weit hat sich die frühere DDR doch in Richtung „blühende Landschaften" entwickelt. Und wenn man mit den Menschen drüben intensiver redet, dann merkt man auch, daß sie durchaus begriffen haben, was das Wort „Freiheit" heißt. Trotz der anfangs beschriebenen Unzulänglichkeiten: Wenn ich mir bewußt mache, daß an der innerdeutschen Grenze nicht mehr geschossen wird, daß niemandem mehr durch Minenfelder die Beine abgerissen werden, daß keiner mehr durch Schußautomaten verletzt oder getötet wird, mit einem Wort: daß es die Wiedervereinigung gegeben hat – dann bin ich heute der glücklichste Mensch überhaupt.

Der Westen hat so gut wie gar nichts beigetragen. Er war wohl einfach zu satt. Umso mehr freue ich mich über das, was die Menschen im Osten geschafft haben.

Jürgen Ritter

Jahrgang 1949, aufgewachsen in Niedersachsen, Ausbildung als Elektroinstallateur, seit 1980 als Fotograf und Fotojournalist tätig; Aufbau einer Fotodokumentation zur innerdeutschen Grenze mit über 40.000 Motiven. Fotoausstellungen im In- und Ausland; zahlreiche Veröffentlichungen in Tageszeitungen, Illustrierten und Buchanthologien. Zur Zeit arbeitet Ritter an einem Multimedia-Projekt für die Arbeitsgemeinschaft der Grenzmuseen an der innerdeutschen Grenze.
Buchveröffentlichungen:
„Nicht alle Grenzen bleiben" (gemeinsam mit Ulrich Schacht), Dortmund 1989; „Archipel des Lichts", Dortmund 1992; „Von Spitzbergen nach Franz-Josef-Land", Dortmund, 1993. „Die Grenze. Ein deutsches Bauwerk" (gemeinsam mit Peter Joachim Lapp), Ch. Links Verlag Berlin³1999.

Gedenkstätte für den 1962 bei einem Fluchtversuch erschossenen Peter Fechter.

Foto: Jürgen Ritter, 1984

Die Enkel fechten's besser aus...

Johann Scheringer

Ich kann nicht mehr schlafen. Kaum eine Nacht, in der ich mehr als vier Stunden am Stück schlafen kann. Wenn das einmal vorkommt, fühle ich mich ausgeruht und leistungsfähig.

Alle Versuche, dies zu verbessern, waren bisher erfolglos.

Ich mache mir zu viele Sorgen. Eigentlich geht mich das alles nichts mehr an. Eigentlich hätte ich längst aussteigen können. Damit tröste ich mich auch. „Du kannst doch jeden Tag aussteigen".

Dabei gehöre ich zu jenen, die sich die Einheit Deutschlands gewünscht haben. Die Teilung Deutschlands, die Perfektionierung des Eisernen Vorhangs als Demarkation zweier Systeme ist für mich heute noch ein Alptraum.

Dabei hatte ich mit meiner Familie ein ruhiges, auskömmliches Leben. Wir waren beide in der Landwirtschaft tätig, wir haben viel gearbeitet, unser Leben war ausgefüllt, unsere Kinder gut geraten.

Meine Frau fühlte sich plötzlich überflüssig, sie war es ja auch. Sie wurde krank, sie konnte nichts essen, ihr Stoffwechsel arbeitete gegen Null. Unser Hausarzt schickte sie zweimal für jeweils drei Wochen ins Krankenhaus, wo sie mühsam aufgepäppelt werden mußte.

Hunderttausenden Menschen ging es so, sie waren nicht nur überflüssig, sondern schlicht und einfach schädlich.

Es war ja auch keine Vereinigung, sondern der politische Anschluß der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) an die Bundesrepublik Deutschland (BRD).

Die dazu geschaffenen Gesetze und Verträge wird die Geschichte noch zu beurteilen haben, aber von der Möglichkeit gleichberechtigter Teilhabe an der Gestaltung der Vereinigung wird nie jemand reden können. Vorarbeiten dazu gab es, ich denke dabei an den Verfassungsentwurf des Runden Tisches oder an von der letzten Volkskammer der DDR beschlossene Anlagen zum Einigungsvertrag oder an das „Modrowgesetz" zur Bodenreform.

Schaut man von außen, lassen sich seit 1990 eine Menge positiver Veränderungen feststellen, man sollte aber auch Gegenrechnungen aufmachen und Vergleiche zulassen. Das möchte ich jetzt versuchen.

Der Publizist Jürgs versucht in seinem Buch „Die Treuhänder" unter anderem den Transfer der Werte von Ost nach West zu bestimmen, er kam auf einen zwölfstelligen Betrag, er beschrieb auch an Beispielen die maßlose Bereicherung von Einzelpersonen oder von Unternehmen. Aus diesem seinem Buch ließe sich Stoff für Dutzende Kriminalromane ableiten.

Gefangene Bauern. Zeitgenössischer Holzschnitt aus der Zeit der Bauernkriege

Die Vereinnahmung und Anpassung der Verwaltungen dauerte neun Monate, der Umzug des Bundestages und der Bundesregierung von Bonn nach Berlin dagegen neun Jahre.

Straßen und Autobahnen wurden gebaut und ausgebaut, öffentliche Gebäude wurden von Grund auf renoviert bzw. neu erstellt und strahlen in Farbe und äußerem Glanz. Dagegen betrug die jährliche Neuverschuldung beim Bund über 750.- DM pro Kopf der Bevölkerung, dazu kommt die der Länder mit etwa 1000.- DM pro Kopf.

Für mein Bundesland bedeutet dies nach neun Haushaltsjahren eine anteilige Schuldensumme für eine jede Person in Höhe von etwa 12.250.- DM. Für die Bevölkerung der Ostländer wurden demnach von Bund und Ländern seit der Wiedervereinigung etwa 588 Milliarden DM Schulden aufgenommen. Wer soll das bezahlen? Die wirklich Zahlungsfähigen wehren sich erfolgreich.

Vielen Familien geht es materiell besser, besonders Eliten werden sehr gut bezahlt. Dagegen steht in meinem Bundesland eine Arbeitslosenrate von circa 20 %. Das ist nur die halbe Wahrheit, weil an dem normalen Erwerbsleben nur etwa 60 % der Erwerbsfähigen teilhaben können.

Ich habe – wohl berechtigte – Zweifel, ob die gegenwärtige Bundesregierung, wie im übrigen auch ihre Vorgängerin, in der Lage ist, das grundlegende Problem dieser Bundesrepublik, das der Massenarbeitslosigkeit in den Griff zu bekommen.

Der sich nach und nach durchsetzende Neoliberalismus kann dazu ganz bestimmt keinen Beitrag leisten.

Ich habe mich immer dafür eingesetzt, daß aus der Verteilung von „unten nach oben" eine Verteilung von „oben nach unten" wird.

Warum nicht drastische Spekulationsgewinne besteuern, warum nicht die Vermögenssteuer wiedererheben, warum nicht härter gegen Steuerhinterziehung vorgehen?

Zweifelsohne: das zu tun – dazu gehört Mut!

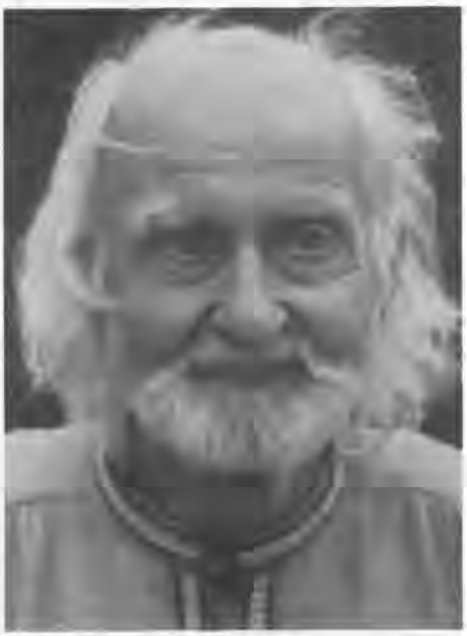
Doch als Landespolitiker habe ich natürlich besonders für Mecklenburg-Vorpommern Verantwortung.
Und weil ich da mitmachen will, steige ich nicht aus.
Auch wenn ich nicht schlafen kann, weil ich mir Sorgen mache.
Es wächst eine neue Generation heran.
Es sagte einmal jemand: „Die Enkel fechten's besser aus!"
Ich habe nicht nur Sorgen, ich habe auch Hoffnung.

Johann Scheringer

als drittes von elf Kindern 1936 in Kösching, Kreis Ingolstadt geboren, verheiratet, drei Kinder.
Landwirtschaftliche Ausbildung in Bayern und Niedersachsen, 1961 Übersiedlung in die DDR, Studium an der LPG-Hochschule in Meissen.
Ab 1964 LPG-Mitglied, 1972 bis 1990 LPG-Vorsitzender.
Mitglied der Volkskammer der DDR von März bis Oktober 1990, hier Mitglied im Ausschuß für Ernährung, Land- und Forstwirtschaft. Mitglied des Landetages Mecklenburg-Vorpommern seit Oktober 1990. 1990-1994 Vorsitzender der LL/PDS-Fraktion (ab Oktober 1994 PDS-Fraktion), November 1994 bis Oktober 1998 2. Vizepräsident des Landtages, seit 1998 Vorsitzender des Landwirtschaftsausschusses.

Blüh im Glanze dieses Glückes...

Baldur Springmann



Wir sind das Volk! – Wir sind *ein* Volk! Als ich das 1989/90 – leider nur am Fernseher – miterlebte, sind mir einige Male vor lauter freudiger Ergriffenheit die Tränen immer nur so runtergelaufen. Damals hätte ich die Frage „Was ist das denn eigentlich, *Volk*?" als geradezu absurd, als lächerlich empfunden. Ich *erlebte* es ja als Wirklichkeit *und* Wirksamkeit!

Heute, angesichts der tausend Hemmnisse und Schwierigkeiten auf dem Weg zu einem neuen, zeitgemäßen Erscheinungsbild unseres deutschen Volkes, mag es jedoch hilfreich sein, klare Antworten auf die Frage nach dem Wesen des Volkes zu finden bzw. uns der bereits bekannten Antworten zu erinnern.

Wovon dabei leider nur selten die Rede ist, das ist die Tatsache, daß ein Volk zuerst und zunächst einmal ein Organismus ist. Ein Lebewesen. Und das ist nicht etwa nur so eine poetische Umschreibung, nein, das ist ganz genau so eine Realität wie die, daß Pflanzen, Tiere und Menschen auch alle Organismen sind, wenn auch sehr unterschiedlicher Art. So haben die Pflanzen beispielsweise weder die Bewegungsmöglichkeit noch die Fähigkeit, so wie etwa die Vögel und Säugetiere, ihre Empfindungen durch Körpersprache zum Ausdruck zu bringen. Sind die Pflanzen deswegen etwa keine Lebewesen?

Ein Volk hat zwar alles das Eigentliche, was einen Menschen erst zu einem eigentlichen Menschen macht: Es gibt also einen Volkscharakter, ebenso einen Volksgeist und vor allem eine Volksseele. Aber es gibt keine äußerlich anschaubare Gestalt eines Volkes. Ist ein Volk deswegen etwa kein Lebewesen?

Viel bedeutsamer aber als das Unterscheidende zwischen den verschiedenen Arten von Organismen ist das Übereinstimmende: die naturgesetzliche Tatsache, daß ein einzelnes Lebewesen nur in engem Zusammenhang und lebendigem Kontakt mit einer Vielzahl anderer Lebewesen existieren kann. So hat das Leben auf unserer Mutter Erde eine Vielzahl von Gruppierungen gebildet, innerhalb derer es ein millionenfaches Geflecht des Aufeinander-Angewiesenseins aller auf alle als Lebensraum – „Biozönose" nennen es die Biologen – gibt. Das für die Pflanzen derart lebensnotwendige Umfeld nennt man Biotop. Das für die Tiere Territorium. Das für uns Menschen Heimat. Und für das Lebewesen Volk ist es der Bereich, den wir noch gewohnt sind Vaterland zu nennen und vielleicht auch einmal Mutterland nennen werden.

Nun muß ich alle Atheisten um dieselbe Toleranz bitten, welche ich auch ihrem Gedankengut entgegenzubringen bereit bin, wenn ich ohne alle Umschweife sage: Naturgesetze sind Gottesgesetze! Und als solchen gebührt ihnen selbstverständlich eine Priorität, ein Vorrang gegenüber allen von Menschen gemachten Gesetzen, Statuten und Verordnungen.

Und das ist das Großartige, das Bewegende am Geschehen in den Jahren 89 und 90, daß dieser Wertordnung, welche so manche Politiker und Machthaber so schändlich auf den Kopf gestellt haben – und dies teilweise heute noch versuchen –, daß dieser Wertordnung vom Volk selbst mit unwiderstehlichem Druck Geltung verschafft wurde. Daß ein verstümmeltes Volk immer noch so viel Lebenskraft bewies, den entscheidenden Schritt zur Heilung aller Wunden zu tun. Und daß dieses im Anfang eines langwierigen Heilungsprozesses befindliche deutsche Volk, dieses bewundernswerte Wesen, auch noch die Kraft hatte, sein zerrissenes Biotop, sein Vaterland zusammenzuheilen.

Und damit unsere Kinder und Kindeskinder nicht noch mehr in ihren Seelen krank gemacht werden durch die unzähligen, einseitig und ausschließlich an die Schmach unseres Volkes erinnernden Gedenkzeichen und Gedenktage, dafür brauchen wir solche Impulse wie dieses unser Gedenken an den Herbst 1989.

Doch mit Gedenken allein ist es nicht getan. Der Blick zurück braucht als Ergänzung den Blick nach vorne. Und nun müßte es nicht ein Ökobauer sein, der zum Nachdenken darüber anregt, wenn dabei nicht wieder etwas Biologisches herauskäme. Die Biologen allerdings, insoweit sie immer noch nur die materiellen Zusammenhänge der Lebewesen analysieren, – die also werden die letzte und tiefste Frage aller Biologie nie beantworten können, die Frage, was unterscheidet einen Leichnam eigentlich von dem Lebewesen, welches er vorher war?

Dabei ist die Antwort so einfach, daß jedes unverbildete Kind sie ohne weiteres geben könnte: „Da ist eben kein Leben mehr drin." Was das nun aber ist, *Leben*, das können die Analytiker nie zu fassen kriegen, weil man es ja nicht messen und wiegen kann. So etwas Geistiges offenbart sich jedoch allen, die sich noch etwas von der Naturfrömmigkeit unserer Ahnen bewahrt haben, in den Erscheinungen und Vorgängen der Natur, ist also, wie Goethe gesagt hat, ein „offenbares Geheimnis".

Fortschrittliche Biologen haben zur Offenbarung des Lebensgeheimnisses einen großartigen Beitrag geleistet, indem sie die Biophotonen entdeckt haben. Das sind ganz, ganz winzige Lichteinheiten, die man erst in letzter Zeit mit hochempfindlichen, modernsten Geräten hat feststellen und messen können. Diese Biophotonen nun sind es, welche die aberhundert chemischen Prozesse steuern, die sich in jeder Sekunde in jeder der abermillionen Zellen abspielen, die zu jedem Organismus gehören. Und nicht nur das, sie sind es auch, die das hochkomplizierte Zusammenwirken aller Zellen und aller Organe in jedem Lebewesen regeln. Sie sind also die eigentliche Grundlage, das unmittelbare Werkzeug dessen, was wir „Leben" nennen. Denn in einem Leichnam ist von Biophotonen keine Spur mehr zu entdecken.

Auch das Lebewesen Volk besteht aus einer Vielzahl von Zellen, klar, sonst wäre es ja kein Organismus. Und kann man die Art dieser Zellen auch beschreiben? Nichts einfacher als das: Guckt Euch einfach nur mal im Spiegel an, ja, natürlich, wer oder was könnte solch eine Zelle anderes sein als Du – und Du – und Du – und ich. Wir alle sind die Zellen im lebendigen Organismus unseres Volkes. Und also muß es in uns etwas ähnliches geben wie die Biophotonen in den Zellen der anderen Organismen, etwas, das die Lebensfähigkeit unseres Volkes trägt und alle seine Lebensvorgänge steuert.

Natürlich gibt es das. Es stammt aus derselben geheimnisvollen göttlichen Quelle wie das Lichtwirken der Biophotonen. Es ist genauso geheimnisvoll wie Licht und genauso hell leuchtend und heißt: *Liebe*. Und das ist also auch ein natur- und damit Gottesgesetz, daß die Lebenskraft, die Lebenslust und die Lebensschönheit eines Volkes getragen wird von der Liebe in den Herzen seiner Menschen, seiner Zellen.

Wenn es nun mit der Wiederbelebung unseres endlich wiedervereinigten Volkes so zodderig und stotterig vorangeht, dann liegt das offensichtlich daran, daß allzu viele Politiker und leider auch allzuviele von deren Wählern meinen, man könne das mit menschengemachten Gesetzen fertigkriegen, ohne sich dem vorrangigen Naturgesetz der Liebe zu unterstellen. Denn leider sind es hauptsächlich Geldmenschen und Machtmenschen, die mit ihrer berechnenden Geschäftstüchtigkeit und mit unzureichenden Verordnungen an etwas basteln, dessen eigentliches Wesen, nämlich seine Lebendigkeit, ihnen fremd ist.

Darüber von morgens bis abends zu schimpfen, reicht aber nicht. Wirklich etwas verändern kann doch nur unser tägliches tat-sächliches Verhalten. Damit ist nun nicht eine solch utopische Überforderung gemeint wie etwa, von morgens bis abends immerzu nur an das Wohl unseres Vaterlandes zu denken. Realistisch, aber eben auch notwendig ist so etwas wie beispielsweise unser ganz entschiedener Widerstand, wenn unser Staat, diese menschengemachte Organisation, sich nicht pflichtgemäß dem Wohl und dem Gedeihen des natürlichen Organismus Volk unterordnet, sondern stattdessen den Biotop dieses Volkes, das Vaterland, an unkontrollierbare internationale Institutionen ausliefern will. Und realistisch ist auch, daß wir bei unserem täglichen Tun außer selbstverständlich unserem eigenen Fortkommen und den Belangen unserer Familie, unseres Arbeitsplatzes, unseres Hofes, *auch* das Wohl unseres Vaterlandes im Auge behalten.

Solches Verhalten ist glücklicherweise genauso ansteckend wie leider auch das entgegengesetzte Fehlverhalten, zu dem die zahlreichen Verfechter lebensfremder Ideologien immer wieder animieren. Und solches eher nüchternes tägliches Tun und Lassen ist dann genau die Basis, von der her es nicht künstliche aufgesetzt, sondern echt und glaubwürdig wirkt, wenn wir auch mal zu solch besonderen Gelegenheiten wie dieser hier es voll aus uns herausklingen lassen: „... Blüh im Glanze dieses Glückes..." und dabei ganz, ganz innig denken: *Liebes* deutsches Vaterland!

Die Lebenskraft, die Lebenslust und die Lebensschönheit eines Volkes wird getragen von der Liebe in den Herzen seiner Menschen.

Baldur Springmann,

geboren 1912, Gründervater der ökologischen Bewegung, verwirklichte auf Hof Springe im holsteinischen Geschendorf praktische Modelle alternativen ökologischen und sozialen Handelns. Im Verlag S. Bublies erschien seine zweibändige Autobiographie „Bauer mit Leib und Seele".

Zorn, Enttäuschung, Hoffnung

Rolf Stolz

Vor allem Zorn, Enttäuschung und Hoffnung sind es, die mich im Rückblick auf 1989 und in der Bilanz des vergangenen Jahrzehnts bewegen.

Zorn, daß die großen Chancen des Totalbankrotts des sowjetischen Kolonialreiches und der (Selbst-)Liquidation des Vor- und Außenpostens DDR vertan wurden.

Ent-Täuschung – also eine Mischung aus Frustrationsgefühlen, Trauer über Illusionsverlust und Freude über eine neue nüchterne Sicht auf das Wirkliche – ergibt sich aus dem Bewußtsein, daß mit der erweiterten und widerstrebend ostwärts driftenden Berlinischen Bundesrepublik immer noch kein anderes Deutschland entstanden ist und daß die deutschlandpolitischen Initiativen der achtziger Jahre („Linke Deutschland-Diskussion", Friedensvertragsentwürfe und Konföderationspläne usw.) zwar nicht nutzlos und ergebnislos waren, aber das Ziel einer innerlich geeinigten, real souveränen und blockfreien Friedensmacht Deutschland nicht erreichen konnten. In Zeiten eines hirnlosen Jubels über politische Führer, deren hervorstechende Charakterzüge hemmungslose Machtgeilheit und bedingungslose Anpasserei sind, geraten bei allzuvielen Ex-Oppositionellen diese Ziele völlig aus dem Blick.

Allerdings: Auch für eine begrenzte und vorsichtige **Hoffnung** gibt es Anlässe und gute Gründe. Gegen alles Kalkül und gegen alle dummdreisten Prophetien von hundert- bis tausendjähriger Zweiteilung des Landes sind BRD und DDR zusammengekommen – wenn auch zunächst mehr in der äußeren Verfaßtheit als in der inneren Gestalt. Zumindest die Minderheit der politisch Bewußten begreift das Land heute schon als eines, und die meisten Enkel der mit der Mauer im Kopf aufgewachsenen „gelernten Teilstaatler" werden in einigen Jahren diese Einsicht nachvollziehen und dieses Zusammengehörigkeitsgefühl nachempfinden.

Mehr als genug bleibt zu tun. 1989 war eine Revolution ohne Revolutionäre und ohne unmittelbare Umwälzung – eine tiefgreifende Veränderung der Welt durch Scheitern, Selbstaufgabe und ratenweisen Selbstmord der Machthabercliquen. Gerade in der DDR haben die politischen Bewegungen wie das „Neue Forum" in aller Regel nur im Bremserhäuschen, auf dem Deklamationskatheder und beim Verkauf von Bahnsteig- und Protestberechtigungskarten Einfluß auf den Gang der Dinge genommen. Das „Neue Forum" hatte im Herbst 1989 die Chance, zur stärksten Partei der DDR zu werden und den stinkenden Leichnam der SED samt seinen flugs herbeieilenden Erbverwaltern auf Null zu bringen. Durch blinden Selbsthaß, durch haßerfülltes Denunzieren des spontanen Nationalgefühls als faschistoid, durch Idiotien von einem Separat-Utopia „in den Farben der DDR" brachte die Dissidentia sich selbst erst im theoretischen Entwurf, dann in der praktischen Wirksamkeit auf Nullniveau. Das Versagen der sich zur Systemopposition aufblasenden „alternativen Avantgarde" zwischen November 1989 und März 1990 war total und verheerend. In vielem fühlt man sich an die Dummheiten und Erbärmlichkeiten erinnert, mit denen das linke Führungspersonal im Winter 1932/33 dem Nazismus ungewollt und ungewußt den Weg ebnete. Nicht Kohls Stärke, sondern die Schwäche der Opposition und die Hiwi-Dienstleistungen der Schnur, de Maizière, Krause & Co. ermöglichten den Durchmarsch

der Eingemeinder und Abkassierer, des amoralischen Bodensatzes der Westzonen und zugleich den fatalen Triumph einer gesamtdeutsch drapierten Regierung, deren erstes Anliegen es war, Polen und Tschechien von der notwendigen Sühne für Vertreibung und Völkermord freizusprechen und das eben erst staatlich vereinigte Land sogleich der Brüsseler Bürokratie zu opfern.

Einige Ziele des grün-alternativen Linkspatriotismus der achtziger Jahre sind erreicht, so die schon – was kaum jemand weiß – 1980 im „Saarbrücker Programm" der GRÜNEN geforderte Einheit Deutschlands. Andere bleiben Verpflichtung und Aufgabe wie der Abzug aller fremden Truppen aus Deutschland und Europa oder die mittel- bis langfristige Überwindung von Militärbündnissen à la NATO. Bestimmte alte Forderungen wie die nach einem Friedensvertrag sind zwar weiterhin im Prinzip richtig, aber bis auf weiteres weder aktuell noch mobilisierend. Seit die ehedem stärkste Oppositionskraft, die GRÜNEN, sich verraten und vielleicht sogar überlebt haben, seit ihre Chefs sich als Schafe im Wolfspelz entpuppten, die nach Selbstkastration nicht einmal mehr laut bellen, geschweige denn beißen können, ist ein Neuanfang notwendig, will man nicht auf ewig hinter obskuren Sekten oder hinter einer Schein- und Schwindelopposition wie der PDS hertrotten, die nichts Altes gelernt und nichts Neues begriffen hat und die in ihrer Unfähigkeit zu Reue und innerer Wandlung den Nazi-Greisen in nichts nachsteht.

Und die Hoffnung als Maxime des Handelns und als politische Initialzündung? Sie richtet sich auf jene, die nicht erst am 10. November 1989 oder gar erst am 19. März 1990 begannen, für die Überwindung der DDR zu kämpfen. Sie richtet sich an die Dissidenten in der Dissidentia, die Fehler und Verrat in den eigenen Reihen vorurteilslos analysieren und die nicht stecken bleiben in Memoirenwettstreit und Nostalgika-Mief. Die Hoffnung richtet sich auch auf jene im Westen, die das ganze Deutschland lieben, die den ideologischen Bruder- und Bürgerkrieg mit seinen rheinischen und ostelbischen Separatismen zu überwinden versuchen. Dabei geht es um die Vision und die Gewinnung eines neuen geistigen Gravitationszentrums, das Marx und Spengler, Bert Brecht und Anna Seghers, aber auch Else Lasker-Schüler und Gottfried Benn, Paul Tillich und Martin Heidegger (und deren viele Brüder und Schwestern aus dem ganzen Europa) in ein weites, selbstbewußtes Herz einschließt. Auf den Trümmern des kleineren Übels „Bonner Republik", über den Ruinen des größeren Übels „Pankower Republik" ließe sich jene gerade erst am Horizont auftauchende Berliner Republik errichten – als Motor und Mentor einer strategischen Politik der Völkerbefreiung, der Konföderation europäischer Vaterländer, der Ost-West-Balance, der Selbstverteidigung und Selbstbehauptung europäischer Kultur in der verletzten und verstörten Mitte Europas.

Weiter aktuell: (Lager-)Grenzen überwinden

Rolf Stolz

Jahrgang 1949. Von Juni 1967 bis zu dessen Auflösung 1969 Mitglied des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS). Mitbegründer der GRÜNEN, u.a. zeitweise in der Bundesprogrammkommission und im Geschäftsführenden Bundesvorstand. Seither einfaches (dissidentisches) Parteimitglied. Vielfältige Initiativen in Sachen Deutschlandpolitik und internationaler Solidarität.
Buchveröffentlichungen u.a.: „Der deutsche Komplex", Erlangen 1990; „Die Mullahs am Rhein", München 1994 (Neuauflage bei Ullstein als „Die Mullahs in Deutschland, Berlin 1996); „Kommt der Islam?", München 1997; „30 Jahre Zuwanderung – eine kritische Bilanz", Landsberg a.L. 1998 (Hg., zus. mit H. Koschyk MdB).

Christian Führer

Eine Revolution in Deutschland!

Das Jahr 1999, so sagt man, müsse noch einmal alles erinnern, was 1989 gewesen ist. Danach sei es vorbei damit. Wollen wir uns noch erinnern, können wir uns noch erinnern? Oder überlassen wir denen das Feld, die, als die Gefahr vorüber war, hinter der privaten oder sozialistischen Gardine hervorkamen und *uns* heute erklären wollen, wie wir waren?

18. September 1989, Nikolaikirche Leipzig: Die Polizei sperrt Nebenstraßen ab, um Demonstrationen zu verhindern

Wir haben das Recht und die Pflicht, uns zu erinnern. Damit wir glaubwürdig leben können; damit wir Zukunft haben. Ein Blick in die deutsche Geschichte lehrt, daß wir mit Revolutionen im allgemeinen und der Einheit im besonderen kein Glück oder schon immer unsere Probleme hatten. Die Revolutionen von 1848 und 1918 haben eine Blutspur hinterlassen und erreichten nicht die proklamierten Ziele. An anderen dringlichen Stellen haben sie erst gar nicht stattgefunden. Bezüglich des Willens zur Einheit kann J.W. von Goethe befragt werden, der feststellte: „Den Deutschen ist nichts daran gelegen, zusammen zu bleiben, aber doch, für sich zu bleiben. Jeder, sei er auch, welcher er wolle, hat so sein eigenes „Fürsich", das er sich nicht gern möchte nehmen lassen." Hat er auch dann noch recht, wenn er sagt: „Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige tun." Um, daran anschließend, zu fordern, daß sein „Reisekoffer durch alle 36 (deutschen) Staaten ungeöffnet passieren könne" und er mit seinem weimarischen Reisepaß in den anderen 35 deutschen Staaten „nicht als Ausländer angesehen" werde.

36 deutsche Kleinstaaten – und schließlich doch ein Deutsches Reich? Nicht auf parlamentarischem, auf Vernunft, Religion, Wissenschaft, Kunst, Moral oder irgendeinem Wert sich gründenen Weg, sondern durch Krieg geschah es. Wobei sich vor Beginn des Krieges Bayern noch nicht eindeutig klar war, ob es mit Frankreich gegen Preußen oder mit Preußen gegen Frankreich kämpfen wolle. Letzteres geschah. Die Einheit kam. 1871 aus dem Krieg entstanden. 1945 durch Krieg vertan. Wobei 1871 schon Marx und Engels bemängelten, daß nur ein „Kleindeutschland", d.h. ohne Österreich, herausgekommen sei. Später hatten wir ja dank eines österreichischen Kleinbürgens zwölf Jahre lang ein „Großdeutschland". Aber das war es ja auch nicht, was bleiben konnte. Der Fall war so furchtbar wie verdient.

Nach Jahrzehnten der Teilung und Trennung dann der Herbst 1989. Im Oktober, dem Monat der Reformation und der Revolutionen, der Tag der Entscheidung, Leipzig, 9. Oktober. Nicht unsere „guten Chausseen und ... Eisenbahnen" waren es. Kein Krieg dieses Mal. Nicht Heer oder Kraft. Sondern der GEIST des gewaltlosen Gerechten, des Juden JESUS von Nazareth, erfaßte die Masse der Nichtchristen und Christen. Und die Kirche endlich einmal bei ihrem HERRN! Mit den Worten von Heinrich Albertz: „Zum ersten Mal in seiner Geschichte hat der deutsche Protestantismus auf der richtigen Seite gestanden – bei den Unterdrückten und nicht bei den Unterdrückern, beim Volk und nicht bei den Mächtigen." So war geworden, was kaum zu fassen war. Aus den überfüllten Kirchen, die zu Katalysatoren der Veränderung wurden, in denen sich die Wandlung von Angst in Hoffnung vollzog und der aufrechte Gang einstellte, strömten die Menschen auf die Straßen und Plätze und zogen um die Innenstadt Leipzigs: „Keine Gewalt!" Hat es je eine kürzere und treffendere Zusammenfassung der Bergpredigt JESU gegeben als hier und jetzt, aus dem Volk geboren? „Wir sind das Volk!" Dieses Selbstbewußtsein! Ihr Polizisten, ihr Bewaffneten, ihr Soldaten, für wen steht ihr eigentlich da? Für die paar Greise in Berlin? Wo das Volk steht, braucht man bei 70000 Demonstranten nicht zu erklären... Dabei Kerzen in den Händen. Da brauchst du beide Hände, damit das Licht nicht verlöscht. Da kannst du nicht noch einen Knüppel oder Stein in die Hand nehmen. Die Kerze in den Händen ist die Option für Gewaltlosigkeit. Unglaublich, die Erfahrung mit der Macht der Gewaltlosigkeit, die die Partei- und Weltanschauungsdiktatur zum Einsturz brachte: „Wir hatten alles geplant, wir waren auf alles vorbereitet, nur nicht auf Kerzen und Gebete." Die erschütternde Bestätigung, daß alles wirklich wahr ist, was wir bis dahin nur geschrieben wußten: „Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht!" (Jes.7,9) „ER stößt die Machthaber vom Thron und hebt die Niedrigen auf!" (Luk. 1.52) „Es soll nicht durch Heer und Kraft, sondern durch MEINEN GEIST geschehen", spricht GOTT.

Als wir am Abend des 9. Oktober spät zusammensaßen, beherrschte nur ein einziges Gefühl: das Gefühl der Erleichterung, daß nicht geschossen worden war! Wir hatten die Kraft nicht, auszuloten, was geschehen war. Aber eines wurde klar: Es war nicht, wie es sonst bei Revolutionen ist, daß getreten, geschlagen, gelyncht wird. Nichts davon. Für mich ein Abend im GEIST JESU. Denn es gab keine Sieger und Besiegten. Keiner verlor das Gesicht.

Am 18. Oktober trat Honecker zurück. Wenig später das gesamte Politbüro. Am 4. November hatten die Berliner ihren 9. Oktober. Aber da war die größte Gefahr vorüber und die Entscheidung bereits gefallen, die Maueröffnung nur noch eine Frage des „Wann" und des „Wie".

30. Oktober 1989: Friedensgebet in der Leipziger Nikolaikirche

Wann wäre uns je eine Revolution gelungen? Und was noch größer ist – ohne Blutvergießen? Nach der ungeheuren Gewalt an anderen Menschen und Rassen, besonders an der, aus der JESUS stammt, die durch Deutsche in diesem Jahrhundert geschah, dürfen wir diese Revolution der Gewaltlosigkeit als unverdiente Gnade GOTTES an unserem Volk annehmen, um Hoffnung für das neue Jahrtausend zu schöpfen und die Erinnerung daran fortdauernd lebendig zu erhalten. Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung. Nicht nur 10 Jahre danach...

Christian Führer

1943 in Leipzig geboren. Aufgewachsen im Pfarrhaus Langenleuba-Oberhain (Sachsen); Abitur in Eisenach; Theologisches Staatsexamen an der Karl-Marx-Universität in Leipzig; Ordination in Lastau, Pfarrer in Lastau und Colditz (Sachsen); 1980 Berufung an die Nikolaikirche Leipzig, seitdem Pfarrer in der Gemeinde St. Nikolai/ St. Johannis; Initiator des Konzeptes einer offenen Stadtkirche (Motto: „Nikolaikirche – offen für alle"); seit 1982 regelmäßig montags Friedensgebete; Arbeit mit „Randgruppen" der Gesellschaft (Ausreisewillige, Arbeitslose etc.); 1991 Theodor-Heuss-Preis in Stellvertretung für die friedlichen Demonstranten des Herbstes 1989 in der ehemaligen DDR.

Peter Joachim Lapp

Der Anstoß kam aus dem Osten

Der Anstoß zur deutschen Einheit kam aus dem Osten. Warum sollte der Anstoß für eine bessere und gerechtere Sozialordnung nicht auch aus dem Osten kommen?

Die Idee von der deutschen Einheit war im Osten des von den alliierten Siegermächten und ihren deutschen Helfershelfern geteilten Landes stets lebendiger als im Westen.

Am Rhein erstaunten denn auch Forderungen nach einem „Deutschland, einig Vaterland", die im Herbst '89 auf Transparenten der Demonstranten in Leipzig und anderswo auftauchten. Die herrschende politische Klasse in Bonn hatte de facto die deutsche Einheit längst abgeschrieben.

In der DDR dagegen hielt man bis in die späten 60er Jahre verbal an einem künftigen, vereinigten Deutschland fest, das entweder als bürgerlich-demokratisch und neutral oder als sozialistisch gedacht wurde (mit der Zwischenstufe der Konföderation). Erst unter Erich Honecker (ab 1971) tilgte man im wesentlichen alle gesamtdeutschen Ideen.

Der Westen, die BRD, war in der DDR allgegenwärtig. Permanent hatte man den Westen im Blick. Umgekehrt war das nicht der Fall.

Bei den Einwohnern der DDR hingegen orientierte man sich in den mehr als 40 Jahren der Teilung immer am Westen bzw. der BRD. Die Bundesrepublik entsprach in Fragen der individuellen Menschen- und Bürgerrechte den (heimlichen) Vorstellungen der DDR-Bürger, der Westen war Fixpunkt auch der materiellen Interessen und Wünsche. Über Hörfunk und Fernsehen kamen westliche Ansichten jeden Tag ins Wohnzimmer der Bürger zwischen Elbe und Oder. Die innerdeutschen Verträge ab 1971/72 ermöglichten zahllose Besuche von West nach Ost (und zunehmend auch von Ost nach West für bestimmte Alters- und Berufsgruppen), Vergleiche des Lebensstandards in West und Ost führten zur Ernüchterung in der DDR. In den Augen der meisten DDR-Bürger war ihr Staat eben nicht der BRD um eine ganze historische Etappe voraus, sondern kam – zumindest ökonomisch – immer mehr ins Hintertreffen. Millionen DDR-Einwohner verließen bis zum 13. August 1961 die Republik in Richtung Westen.

Die Zurückgebliebenen richteten sich hinter Mauer und Stacheldraht so gut es ging ein und machten mehrheitlich ihren Frieden mit dem System. Notgedrungen.

Herbeigesehnt wurden über all' die Jahrzehnte DDR-Existenz Verhältnisse ähnlich denen in der BRD, vor allem hinsichtlich des Konsums, der Freiheitsrechte des einzelnen Bürgers und seiner beruflichen Chancen. DDR-Bürger wollten reisen, wohin sie wollten, sehnten sich nach der harten DM, beneideten Westbekanntschaft und -verwandtschaft wegen ihrer PKWs.

Walter Ulbricht hatte diese Sehnsüchte einst aufgenommen und versprochen, den Westen bei dem Pro-Kopf-Verbrauch der wichtigsten Konsumgüter Anfang der 60er Jahre „zu überholen ohne einzuholen". Daraus wurde nichts, die real-sozialistische Planwirtschaft erwies sich als zu schwerfällig und störanfällig, die DDR hatte nicht die industriellen Kapazitäten des Westens, wurde von der UdSSR ausgebeutet und war abhängig von sowjetischen Ölzulieferungen.

Wirtschaftliche Erleichterungen konnten sich auf DDR-Seite nur einstellen, wenn man den innerdeutschen Handel intensivierte. Das schuf zwar für Ostberlin auch neue Abhängigkeiten, doch konnte man z.B. mit Deviseneinnahmen auf Grund des Transitabkommens von 1971 die eigene Zahlungsbilanz verbessern.

Auch hier: Selbst die offizielle DDR war gehalten, sich westlichen Vorstellungen/ Wünschen wenigstens teilweise zu öffnen, um als Gegenleistung DM zu erhalten.

Kurzum: Der Westen, die BRD, war in der DDR allgegenwärtig, man sah in diesem System zugleich den Gegner und das Vorbild, handelte bewußt oder auch ohne direkten Bezug immer erst nach Auswertung entsprechender westdeutscher Zustände/Gegebenheiten. Permanent hatte man den Westen im Blick.

Umgekehrt war das nicht der Fall. Oder wenigstens nicht in der Intensität. Die BRD hatte seit Anfang der 50er Jahre einseitig auf den Westen gesetzt, die „Westanbindung" Bonns wurde geradezu zum Credo bundesdeutscher Politik unter Konrad Adenauer, Ludwig Erhard und Kurt Georg Kiesinger. Spätestens seit Anfang der 60er Jahre stand die Frage einer deutschen Wiedervereinigung nicht mehr auf der Tagesordnung westdeutscher Politik.

Foto: Jürgen Ritter

Oppositionelle Strömungen in der SED (Wolfgang Harich) stellten die ungelöste nationale Frage in den 50er Jahren in den Mittelpunkt ihrer Pläne und Wünsche; die westdeutsche Opposition gegen die CDU/CSU und ihre Verbündeten reklamierte bis Anfang 1960 immerhin ebenfalls Ideen von einem künftigen vereinigten Land (z.B. Deutschlandplan der SPD). Erst am 30. Juni 1960 kapitulierte die SPD und akzeptierte nach einer Rede von Herbert Wehner die Westbindung Bonns.

Schließlich erinnerten im Westen nur noch Minderheiten und Einzelpersönlichkeiten in den etablierten Parteien an die deutsche Einheit. Diese Kräfte galten jedoch als „Kalte Krieger" und fanden kaum noch Aufmerksamkeit oder gar Unterstützung. Forderungen nach deutscher Einheit verkamen zu Ritualen auf Festveranstaltungen zum 17. Juni (1953) und zum 13. August (1961). Allerlei „Entspannungspolitiker", in erster Linie aus der SPD, warnten bis 1989/90 vor den (angeblichen) Gefahren, die von

einer Einheit Deutschlands ausgehen würden. Und ein bekannter Westberliner Sozialdemokrat erklärte noch im Herbst '89, daß es (ihm?) nur um ein „Wiedersehen der Deutschen", nicht um Wiedervereinigung gehe.

Das sahen die Bürger in Leipzig und anderen Orten in der DDR ab Herbst 1989 anders. „Deutschland, einig Vaterland", eine Zeile aus der DDR-Nationalhymne, die seit Anfang der 70er Jahre nur noch intoniert – nicht gesungen – werden durfte, wurde zu einem Slogan der friedlichen Revolutionäre. Nicht gleich, nicht überall, aber immer öfter seit November '89.

Beherzte Christ- und Sozialdemokraten im Westen, genannt seien nur Helmut Kohl und Willy Brandt, griffen gerade noch rechtzeitig diese Einheitsidee auf und stellten diese ein in ihre aktuelle Deutschlandpolitik.

Beide Staaten in Deutschland waren letztlich nur Kunstprodukte der Besatzungsmächte und kamen nicht auf Grund deutscher Entscheidungen gegeneinander zustande. Jeder der beiden deutschen Staaten wollte sich als Modell des künftigen Gesamtdeutschlands sehen.

Plakat an einem Trabant, aufgenommen in Naumburg am 18.3.1990 (Foto: Annette Hailer-Schmidt)

„Wer der DDR die Treue hält, hält ganz Deutschland die Treue", ließ eine „National-Demokratische Partei Deutschlands" 1951 in der zweiten deutschen Republik verlauten.

Walter Ulbricht, Mitbegründer von SED und DDR, mahnte seine Genossen auf dem IV. SED-Parteitag in Ostberlin 1954, daß jeder zugrundegehe, der sich gegen die deutsche Einheit stelle. So geschah es 35 Jahre später: Die SED zerbrach auch deshalb, weil sie kein nationales Modell des Sozialismus mehr anbot, weil der (angebliche) „Sozialismus in den Farben der DDR" sich auf das Ostberliner Regime beschränkte.

Erst die gewendete SED = PDS fand den Mut, ein deutsch-deutsches Konföderationsmodell zu kreieren; Hans Modrow stellte ein solches Anfang Februar 1990 vor. Viel zu spät und zu halbherzig. Die anderen Parteien hatten sich längst für die baldige deutsche Einheit entschieden. Nicht zuletzt unter dem Einfluß aus Bonn. Denn dort erkannte Helmut Kohl Ende November '89 die Zeichen der Zeit und ergriff den Mantel der Geschichte, belebte auf einer vielbeachteten Bundestagsrede den Gedanken an ein konföderiertes Deutschland, das freilich ein leitender Funktionär der oben genannten DDR-Nationaldemokraten in der Volkskammer schon 14 Tage zuvor vorgeschlagen hatte.

Gegen die Zusicherung, im Westbündnis zu bleiben (NATO) und die westeuropäische Integration voranzutreiben (Zustimmung zur Einführung des EURO / Abschaffung der DM), verebbte der offene Widerstand gegen die deutsche Einheit bei Franzosen, Briten, Niederländern und Italienern. Und gegen die Zusage von Milliardenhilfe konnte auch der damalige KPdSU-Generalsekretär Michail Gorbatschow davon „überzeugt" werden, die deutsche Einheit zuzulassen.

Nach den ersten (und letzten) freien DDR-Volkskammerwahlen am 18. März 1990 erlangten diejenigen Parteien die absolute Mehrheit, die eine baldige Wiedervereinigung wollten.

Die kam dann schneller als geplant: Nach der Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion vom 1. Juli konnte ein deutsch-deutscher Einigungsvertrag unterzeichnet werden; die DDR-Volkskammer beschloß im August den Beitritt der DDR zur BRD zum 3. Oktober 1990. Außenpolitisch war die Vereinigung durch den 2+4-Prozeß abgesichert worden. Ohne den Bürgerwillen der DDR-Einwohner, ohne Michail S. Gorbatschow, ohne George Bush, ohne Helmut Kohl und ohne Lothar de Maizière wäre diese deutsche Einheit nicht möglich geworden.

Was seither passierte, beschädigte deutsche Identität: Nach dem staatlichen Akt der Vereinigung beider deutschen Provisorien kamen sich die Menschen nicht in der erwarteten Intensität näher, zu lange hatte die deutsche Teilung gedauert. Mißverständnisse und handwerkliche Fehler verzögerten die „innere Einheit" des Landes, Millionen Ex-DDR-Einwohner fühlten sich bald als Bürger 2. und 3. Klasse.

Westdeutscher Raubtierkapitalismus machte sich in den neuen Ländern breit, das Prinzip „Rückgabe vor Entschädigung" festgeschrieben im Einigungsvertrag, führte zu ungezählten Prozessen von Alteigentümern (vor allem aus dem Westen). Geld- und Kapitalinteressen überlagerten bald jede Art von Ethik und Moral, Gewinnstreben und Konkurrenzdenken hielten Einzug in alle Winkel der Gesellschaft. Wer sich nicht anpaßte, kam unter die Räder. Hunderttausende wurden „freigesetzt", verloren auf Dauer ihren Arbeitsplatz, fanden sich am Rande

der neuen Gesellschaft wieder, wurden ausgegrenzt und verhöhnt. Vulgär-soziologische Erklärungsmuster hatten Konjunktur, ehemaligen DDR-Bürgern wurde attestiert, in Selbstmitleid zu verharren, Passivität zu zeigen, Untertanenmentalitäten zu entwickeln und überhaupt auf anti-demokratisches Denken abonniert zu sein. Gelebtes Leben unter schwierigen Bedingungen galt nichts, man sprach von vereinigungsbedingten Altlasten...

Mit der Vereinigung hätte eine weitgehende Amnestie dafür sorgen müssen, daß nur die obersten Verantwortungsträger des alten Regimes wegen Kapitalverbrechen belangt worden wären. Stattdessen konnte man sich auf gar keine Amnestie verständigen. Resultat: Zehntausende Ermittlungsverfahren gegen kleine, mittlere und hohe Amtswalter des SED-Unrechtssystems führten in Teilen der Gesellschaft zu Verbitterung und Unverständnis. Und die Ergebnisse der Verfahren standen in keinem Verhältnis zum Aufwand: Nur ein paar wenige hohe Ex-Funktionäre kamen in Haft, die übergroße Mehrheit der Anklagen führte zu Bewährungsstrafen, in der Mehrzahl der Ermittlungsverfahren kam es überhaupt nicht zu einer Anklage.

Die PDS nutzte diese durchweg unsinnigen Aktivitäten der „Siegerjustiz" dafür, den Menschen im Osten das Gefühl der Diskriminierung zu vermitteln, sie erweckte den Eindruck, als stehe die DDR vor Gericht (und damit ihre Bürger).

Ein System vom Typ des SED-Staates DDR hinterließ zwangsläufig einen Berg von Unrecht. Diesen juristisch aufarbeiten zu wollen., mußte an Grenzen stoßen.

Sinnvoller wäre es gewesen, die Opfer des Systems – zumal die ehemaligen politischen Gefangenen – hinreichend zu entschädigen und nicht mit Almosen abzufinden. Die Anhebung (geplant) der Haftentschädigung auf einheitlich 600 DM pro Haftmonat – von der jetzigen Koalition auf den Weg gebracht – kommt knapp 10 Jahre nach der Vereinigung reichlich spät.

Der Identitätsfindung der Deutschen dient es nicht, die Lebensverhältnisse in Ost und West auf absehbare Zeit nicht einander anzugleichen: Arbeitslosenquoten im Osten von mehr als 20 % sind nicht hinzunehmen und politisch zu bekämpfen. Dazu scheint aber der Wille zu fehlen.

Wie es überhaupt auffällt, daß man an *sozialer* Marktwirtschaft zur Zeit weniger interessiert ist, als zuvor. Neoliberale Praktiken verschütten zunehmend staatliche Regulierungsmechanismen der Wirtschaft, die einst dafür ins Leben gerufen wurden, um den Kapitalismus zu bändigen. Der Staat hat Rahmenbedingungen für die Wirtschaft zu schaffen, Macht- und Marktinteressen von Großunternehmen dürfen nicht die Politik bestimmen. Unter dem Stichwort „Globalisierung" kommt es zu einer Auszehrung politischer Verantwortung, zu einer Reduzierung von Demokratie, zur Anbetung des Profits und zum Tanz ums Goldene Kalb. Letztlich werden die Wirtschaftsunternehmen die Politik bestimmen, ökonomische Interessen haben die Chance, politische Entscheidungen zu präjudizieren.

Die Menschen im Osten, die für die deutsche Einheit demonstrierten und diese durchsetzen halfen, sind nicht deshalb auf die Straße gegangen, um den Offizieren und Unteroffizieren des Kapitals den Weg in den Osten zu ebnen. Sie wollten Demokratie, Selbstbestimmung, den Rechts- *und* den Sozialstaat. Das ist ihnen auch versprochen worden. Das Recht auf Arbeit und das Recht auf eine (bezahlbare) Wohnung, festgeschrieben in einigen deutschen Landesverfassungen, darf keine unverbindliche Willenserklärung bleiben.

Die PDS lebt von der Enttäuschung eines Teils der Ex-DDR-Bürger im neuen Gesamtdeutschland. Die Diskriminierung von DDR-Lebensläufen und -Berufsabschlüssen, von DDR-Lebenserfahrungen, garantiert dieser Partei Stimmenanteile zwischen 20 und 30 Prozent im Osten. Und das ist gut so. Denn gäbe es die PDS nicht, würden sich SPD und CDU noch rücksichtsloser z.B. beim Sozialabbau verhalten als derzeit schon. Heute fühlen sich zwei Drittel der Ex-DDR-Bürger zuerst als „Ostdeutsche", dann erst als „Deutsche". Bei den Westdeutschen ist das genau umgekehrt. Das hat Gründe, „daran wird Entfremdung sichtbar" (Horst-Eberhard Richter).

Und: Die Suche nach einem „Dritten Weg" in der Gesellschafts- und Wirtschaftspolitik, den wenigstens einige Querdenker in der PDS fördern, könnte eines Tages auch Anstoß für Modelle jenseits des realen Kapitalismus und Sozialismus sein. Der Anstoß zur deutschen Einheit kam aus dem Osten. Warum sollte der Anstoß für eine bessere und gerechtere Sozialordnung nicht auch aus dem Osten kommen? Schließlich haben die Menschen zwischen Elbe und Oder beide Systeme nunmehr erlebt und erlitten; sie sind also in der Lage, vergleichen zu können. Es muß kein Traum bleiben, die Vorteile beider Ordnungen zu vereinigen wie unser Deutschland.

Die Menschen im Osten, die für die deutsche Einheit demonstrierten und diese durchsetzen halfen, sind nicht deshalb auf die Straße gegangen, um den Offizieren und Unteroffizieren des Kapitals den Weg in den Osten zu ebnen.

Dr. rer. pol. Peter Joachim Lapp

Jahrgang 1941, aufgewachsen in Ost- und Westdeutschland, kaufmännische Lehre, 1960-64 politischer Häftling in der DDR. Entlassung in die Bundesrepublik, Studium der Politikwissenschaft, des öffentlichen Rechts und der Soziologie in Hamburg, 20 Jahre Redakteur beim Deutschlandfunk Köln, zehn Jahre Lehrbeauftragter an der Universität Köln; zahlreiche Buchveröffentlichungen, u.a. zum politischen System und zu den Grenztruppen der DDR:
„Ein Staat – eine Armee. Von der NVA zur Bundeswehr", Bonn 1992; „Das Zusammenwachsen des deutschen Parteiengefüges", Bonn 1993; „Die Grenze. Ein deutsches Bauwerk" (zusammen mit Jürgen Ritter), Berlin ²1998.

Detlef Kühn

1989 – und die Lehren

Die Wiedervereinigung Deutschlands wurde 1989/90 von der Bevölkerung der DDR gegen den Willen unserer Verbündeten Frankreich und Großbritannien und vor allem auch vieler deutscher Intellektueller und Politiker herbeigeführt. – Auch weiterhin gilt: Politik ist gestaltungsfähig und gestaltungsbedürftig; maßgeblich ist die Interessenlage der Staaten und Völker; die nationalstaatlichen Strukturen bleiben noch für längere Zeit erhalten.

In den Massenmedien Deutschlands fehlt es derzeit nicht an Rückblicken auf das Jahr 1989. Dies ist durchaus berechtigt, war es doch ohne Zweifel eines der aufregendsten Jahre dieses Jahrhunderts. Will man historische Parallelen ziehen, so fällt einem noch am ehesten ein ähnlich einschneidendes Ereignis 200 Jahre früher ein – die Französische Revolution 1789.

Wie damals fehlte es auch diesmal im Vorfeld der Ereignisse nicht an Unruhe und mehr oder weniger deutlichen Zeichen an der Wand. Und wie damals wußten nur wenige sie zu deuten oder gar konkrete Schlußfolgerungen aus ihnen zu ziehen. Daß innerhalb nur eines Jahres ein Ereignis wie die Wiedervereinigung Deutschlands stattfinden würde, überstieg die politische Phantasie fast aller Zeitgenossen.

Zeitgeist West

Bei den meisten deutschen Intellektuellen verwundert dies nicht, hatten sie doch gerade beschlossen, nun nicht mehr länger aus ihrem Herzen eine Mördergrube zu machen und dem sowieso ungeliebten Gedanken an eine Wiedervereinigung Deutschlands auch offiziell eine Absage zu erteilen. Durch die Politik konnten sie sich dabei wenigstens teilweise bestätigt fühlen: Die SPD-Führung hatte erst im Sommer 1987 gemeinsam mit den Genossen von der Sozialistischen Einheitspartei ein Papier (je nach Geschmack Streitkultur- oder Ideologie-Papier genannt) erarbeitet, in dem die westdeutsche Opposition die Existenzberechtigung der kommunistischen Partei im anderen Teil Deutschlands nicht mehr in Frage stellte. Eine wichtige Vorarbeit hierfür hatte ein Jahr vorher die Redaktion einer der großen politischen Wochenzeitungen der Bundesrepublik, der „Zeit" geleistet, als sie offiziell die DDR bereiste und dort eine eindrucksvolle Verbesserung der wirtschaftlichen und sonstigen Verhältnisse feststellte. Die Bevölkerung sei im wesentlichen zufrieden und der Staatsratsvorsitzende und SED-Generalsekretär ein durchaus populärer Mann.– Folgerichtig hatte auch der deutschlandpolitische Chefdenker der SPD, Egon Bahr, den Rat vergessen, den er 1970 dem sowjetischen Ministerpräsidenten Kossygin erteilt hatte, nämlich keinem Deutschen zu trauen, der die deutsche Frage für erledigt erkläre, er sei entweder dumm oder er lüge. Auch er schwor jetzt für unbegrenzte Zeit dem Gedanken an eine Wiedervereinigung ab.– Unter diesen Umständen wollten natürlich auch die „fortschrittlichen" Kräfte in der CDU nicht zurückstehen und bereiteten unter ihrem Generalsekretär Geißler für den Bundesparteitag 1988 einen Antrag vor mit der Absicht, das bislang in der Partei offiziell unumstrittene Ziel der Wiedervereinigung zu verwässern. Bundeskanzler Kohl als Parteivorsitzender verhinderte dies letztlich, obwohl auch er ja seit 1982 keine Wiedervereinigungspolitik betrieben hatte. Das Scheitern dieser CDU-Frondeure hat damals die Unionsparteien vor einer riesigen deutschlandpolitischen Blamage bewahrt, die nur ein Jahr später, als die Bevölkerung der DDR an die Tore der Bundesrepublik klopfte, offenkundig geworden wäre. Dennoch: Der Zeitgeist hatte sich erheblich gewandelt. Die SED-Führung hatte ihren größten propagandistischen Erfolg im Westen erzielt. In Regierung und Opposition war man sich weitgehend einig, daß man die DDR um des lieben Friedens willen auf keinen Fall destabilisieren dürfe. Folglich mußte man sie stabilisieren, nicht zuletzt durch finanzielle Zuwendungen in Milliardenhöhe.

Nur noch wenige Versprengte in Wissenschaft, Publizistik und Parteien hielten 1989 an der Wiedervereinigung fest.

Und wenn man überhaupt noch eine Wiedervereinigung Deutschlands in öffentlicher Rede in Betracht zog, dann war man sicher, daß dies allenfalls im Rahmen einer gesamteuropäischen Einigung von mindestens der Memel bis zum Atlantik möglich und wünschenswert wäre. Damit konnte man dann sicher sein, dieses Problem bis zum Sankt Nimmerleinstag entsorgt zu haben. Nur noch wenige Versprengte in Wissenschaft, Publizistik und Parteien hielten 1989 an der Auffassung fest, daß die Wiedervereinigung auch ruhig zuerst kommen dürfe und damit eine die bisherigen Blöcke übergreifende Einigung vorbereiten könne.

Für sie gab es immer weniger Publikationsmöglichkeiten. Man muß es einmal sagen: Unter den überregionalen Blättern kamen sie nur noch in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung"

Unterzeichnung des „Zwei plus Vier"-Abkommens in Moskau: Außenminister Baker, Hurd, Schewardnadse, Dumas, de Maizière, Genscher.

und in der „Welt" sowie im „Rheinischen Merkur" zu Wort, darüber hinaus (mit geringer Auflage) in „Mut" oder „wir selbst", die allerdings von den politisch Korrekten bereits unter Faschismus- oder wenigstens Neutralismus-Verdacht gestellt wurden. Von den elektronischen Medien stand, dank der unbeugsamen Haltung seiner Deutschland-Redaktion, fast nur noch der Deutschlandfunk in Köln zur Verfügung. Das Fernsehen fiel fast vollständig aus. Rückschauend ist es gelegentlich belustigend, damals fand ich es weniger komisch, zu sehen, welche geistigen Verrenkungen Intellektuelle unternahmen, um die Teilung Deutschlands als historisch zwangsläufig, dauerhaft und vor allem im Interesse des Weltfriedens liegend darzustellen.

... und zweitens als man denkt

Manche von ihnen sind in den 90er Jahren mit der selben Präzision und Deutlichkeit damit beschäftigt, in Büchern, Artikeln und Vorträgen darzulegen, warum dennoch alles ganz anders gekommen ist, ja kommen mußte, als sie es prognostiziert hatten. Dabei ist die Anwort auf diese Frage ganz einfach. Der Fehler lag in der Regel darin, daß man Fakten allein deshalb für dauerhaft hielt, weil sie vorhanden waren. Dieser Trugschluß passierte erstaunlicherweise auch und gerade Historikern, die doch eigentlich durch ihre Studien am besten wissen müßten, daß der Volksmund recht hat, wenn er behauptet: „Erstens kommt es anders und zweitens als man denkt!" Daß dieser Denkfehler offenbar zeitlos ist, kann man auch jetzt noch jeden Tag in der Zeitung lesen. Noch immer werden Prognosen selbstsicher vorgetragen, die das angeblich bevorstehende weltweite Ende der Nationalstaaten, den Erfolg des Multi-Kulturalismus, die Stabilität des Euro, die Globalisierung und ihre Folgen oder die angebliche Überflüssigkeit einer deutschen Landesverteidigung mangels potentieller Gegner betreffen. Alle diese Prognosen fußen auf der Annahme, daß eine Tendenz schon deshalb unumkehrbar sei, weil sie vorhanden ist. Offenbar kann oder will man nicht aus den vor zehn Jahren gemachten Fehlern lernen.

Selbstbestimmungsrecht – für Deutsche?

Der Zusammenbruch des kommunistischen Regimes in Deutschland Ende 1989 war aber noch in anderer Beziehung lehrreich: Es wurde deutlich, wie dünn doch in Wahrheit auch in traditionellen Demokratien wie Frankreich und Großbritannien die Firnis der Akzeptanz der Menschenrechte ist, wenn vermeintlich entgegen stehende nationale Interessen berührt sind. Der französische Staatspräsident Mitterand und die britische Premierministerin Thatcher unternahmen plötzlich energisch Aktivitäten, um die Teilung Deutschlands auch gegen den sich bereits abzeichnenden Wunsch der DDR-Bevölkerung aufrecht zu erhalten. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker, also auch des deutschen Volkes, spielte für sie plötzlich keine Rolle mehr. Man fiel zurück in die traditionelle Politik des „Teile und herrsche" und scheute sich nicht einmal, die sowjetische Führung zu entsprechenden Schritten gegenüber der DDR aufzuhetzen. Letztlich lag es nur an der schon weit vorangeschrittenen Agonie des Sowjetreichs und der Einsicht Gorbatschows, sowieso nichts mehr verhindern zu können, daß dieser von alten nationalen Verhaltensmustern geprägten Politik unserer Nato-Verbündeten kein Erfolg beschieden war. In der Nato war Verlaß vor allem auf die Amerikaner, die in dem Weiterbestehen

Fakten wurden allein schon deshalb für dauerhaft und Tendenzen für unumkehrbar gehalten, weil sie vorhanden waren.

Politik bleibt auch weiterhin die Kunst des Möglichen – und Notwendigen.

Dabei müssen die eigenen Interessen deutlich formuliert und für die Partner verständlich dargestellt werden.

Bezüglich der Gestaltung der europäischen Zukunft ist von der Weiterexistenz nationalstaatlicher Strukturen auszugehen.

der DDR für sich keinen Nutzen entdecken konnten. Auch dies dürfen die Deutschen nicht vergessen. Der Tatsache, daß man auf einen Teil der Nato-Partner 1990 nicht zählen konnte, hat Bundeskanzler Kohl – unnötigerweise, wie ich finde – dadurch Rechnung getragen, daß er, hinter dem Rücken der Wähler, Mitterand als Gegenleistung für die Aufgabe weiteren Widerstandes gegen die Wiedervereinigung die (west-) europäische Währungsunion und das Ende der in Frankreich besonders gefürchteten Deutschen Mark zusagte, für die sich die Menschen in der DDR gerade entschieden hatten.

Jedenfalls kann bis zum Ende des Jahres 1989 in der alten Bundesrepublik von einer aktiven Wiedervereinigungspolitik bei allen Parteien keine Rede sein. Als erster raffte sich am 28. November immerhin Bundeskanzler Kohl mit seiner 10-Punkte-Erklärung auf, wenigstens eine entsprechende gedankliche Perspektive anzudeuten. Damit überraschte er alle anderen Parteien, auch seinen Koalitionspartner FDP. Die Sozialdemokratie als Opposition war noch zögerlicher und bereitete damit ihre Niederlage bei der Volkskammer- und der Bundestagswahl des kommenden Jahres vor. Ihr Parteivorsitzender Lafontaine erklärte sich, laut Egon Bahr, für außerstande, zu sagen, daß er sich über die Wiedervereinigung freue, und Willy Brandt konnte diesen verheerenden Eindruck allein dadurch, daß er darauf hinwies, jetzt wachse zusammen, was zusammen gehöre, bei den Wählern nicht wettmachen. Erst unter dem Druck der demonstrierenden DDR-Bevölkerung auf der Straße fand die damalige Bundesregierung Kohl/Genscher im Frühjahr 1990 zu einer klaren und letztlich erfolgreichen Wiedervereinigungspolitik gegenüber allen Siegermächten des Zweiten Weltkriegs.

Welche Folgen allerdings das dabei verabredete einmalige Experiment haben wird, eine Währungsunion ohne eine einheitliche Wirtschaftspolitik und ohne die politische Union, die praktisch als Ziel erst einmal aufgegeben wurde, zu etablieren, werden die Deutschen und mit ihnen ganz Europa noch zu spüren bekommen. Die Aufweichung der Haushaltskriterien von Maastricht durch Italien und der daraufhin sich prompt nochmals verstärkende Wertverlust des Euro gegenüber dem Dollar dürften erst der Anfang sein. Inzwischen fragen sich nicht nur überzeugte Euro-Gegner, wozu das alles letztlich gut sein soll. Nimmt man einen „weichen" Euro und den zu erwartenden inflatorischen Effekt bewußt in Kauf, um auf diese Weise einen Teil der gigantischen Schulden aller Staaten loszuwerden? Eine derartige Politik müßte letztlich von den Sparern bezahlt werden, deren Geldforderungen weitgehend entwertet wären.

Wie weiter?

Welcher Erkenntnis-Gewinn läßt sich aus dem aufregenden Jahr 1989 für die Gegenwart und die Zukunft erzielen?

Zuerst einmal der, daß jede deterministische Betrachtungsweise bei der Beurteilung zeitgeschichtlicher Abläufe unangebracht ist. Politik ist auch weiterhin gestaltbar und bleibt damit die Kunst des Möglichen – und Notwendigen, muß man hinzufügen.

Zweitens: Die verläßlichste Grundlage für die Beurteilung des politischen Handelns von Personen, Staaten und Völkern bleibt auch weiterhin deren Interessenlage. Sie außer acht zu lassen, wäre ein gefährlicher Fehler. Gleiches gilt allerdings auch für die eigenen Interessen, die man deutlich formulieren und für die Partner verständlich darstellen muß, sonst kann man nicht erwarten, ernst genommen zu werden. Gerade die Deutschen haben damit oft Probleme, die auf ihre Partner irritierend wirken. Sie neigen dazu, den Eindruck zu erwecken, als ginge es ihnen nicht in erster Linie um ihre Interessen, sondern vor allem um die (natürlich gute) „Sache" – seien es der europäische Gedanke, die Menschenrechte in Kurdistan oder die Wiedergutmachung von Unrecht, das Deutsche irgendwann einmal anderen Menschen zugefügt haben. Wenn die deutsche Politik dann doch einmal wagt, z.B. bei den allfälligen Zahlungen auf ihre beschränkten Ressourcen hinzuweisen, weiß man im Ausland leider nie, wann es ihr damit wirklich ernst ist. Dies ist das Gegenteil von Verläßlichkeit und macht die Deutschen auch sonst nicht beliebt.

Drittens: Wir täten gut daran, bei der Gestaltung der europäischen Zukunft von der Weiterexistenz nationalstaatlicher Strukturen auszugehen. Anders ist eine Erweiterung der Europäischen Union derzeit kaum vorstellbar. Weder die Türkei noch die osteuropäischen Nachbarn wollen auf absehbare Zeit in einem gesamteuropäischen Bundesstaat aufgehen. Auch weiterhin ist das „Europa der Vaterländer" im Sinne de Gaulles das wahrscheinlichste Modell für die Gestaltung der europäischen Zukunft. Es liegt auch im Interesse Deutschlands.

Detlef Kühn

geboren 1936 in Potsdam, seit 1956 Studium der Rechtswissenschaften an der Freien Universtität Berlin, anschließend Referendar-Dienst, 1966-1970 wissenschaftlicher Mitarbeiter und Geschäftsführer des Arbeitskreises I der FDP-Bundestagsfraktion in Bonn (Außen- und Deutschlandpolitik, Verteidigung, Entwicklungshilfe), 1970-1972 Persönlicher Referent des Staatssekretärs Dr. Hartkopf im Bundesministerium des Innern, 1972-1991 Präsident des Gesamtdeutschen Instituts – Bundesanstalt für gesamtdeutsche Aufgaben, 1990/91 zugleich Verwaltungsdirektor und zuletzt kommissarischer Rundfunkdirektor bei Sachsenradio in Leipzig, 1992-1998 Direktor der Sächsischen Landesanstalt für privaten Rundfunk und neue Medien in Dresden.

Ernst Elitz

Kennen Sie den?

Wenn die Deutschen übereinander lachen, gibt es wenig zu lachen.

Fragt ein Berliner (Ost) einen anderen Berliner (Ost): „Warum hatten wir in der DDR nur zwölf Schuljahre bis zum Abi und die im Westen dreizehn?" – „Ist doch klar", sagt der andere, „die hatten noch ein Jahr Schauspielunterricht!" Während der gelernte DDR-Bürger sich als handfesten Burschen versteht, der geradeheraus seine Meinung sagt, hält er die Deutschen westlicher Prägung für einen Menschenschlag, der durch Großspurigkeit Eindruck schinden und andere einschüchtern will.

„Der Westdeutsche ist wie eine Westschrippe." Um diesen Vergleich zu verstehen, muß man sich in den Berliner Backstuben auskennen. Die Schrippe – für den Hauptstadtbewohner ein Grundnahrungsmittel wie für den Schwaben die Laugenbrezel – wird in Ost-Bäckereien noch immer anders gebacken als im Westen.

Das östliche Brötchen ist knackig, klein und bißfest. Das Westprodukt dagegen wirkt aufgeblasen, ist doppelt so groß und besteht im Innersten aus viel Luft und flauschigem Teig. Eben wie ein Westdeutscher.

Wer zwischen Dresden und Schwerin unterwegs ist, entgeht selten einem Witzüberfall. Selbst auf Tagungen, bei denen sich Gäste aus allen Ländern Europas zum Gedankenaustausch zusammenfinden, wird gesamtdeutsches Lachpulver ausgestreut. Während am Kopfende des Konferenztisches ein amtierender Ministerpräsident doziert, daß die Ostdeutschen noch immer ein subjektives Gefühl der Zweitrangigkeit hätten, stupst mich mein Nachbar und fragt: „Kennen Sie den? Wann ist Deutschland endgültig wiedervereint?" – „Wenn der letzte Ostdeutsche aus dem Grundbuch gestrichen ist!"

Ob nun Witzeerzähler oder ernsthafter Deuter unserer Befindlichkeiten – sie alle beschreiben eine Stimmung, die ganz reelle Ursachen hat. Der Einheitsvertrag und mancher Advokatenstreich hat diejenigen, die lange als unsere Brüder und Schwestern im Osten galten, von der brüderlich-schwesterlichen Erbteilung weitgehend ausgeschlossen. Fette Vermögen konnten in der DDR nicht angehäuft werden. Und viele Schnäppchen aus dem Treuhandvermögen gingen mangels Vorkasse im Osten an Schnäppchenjäger im Westen.

Nun will sich auch noch das sächsische Königshaus seine Dresdener Kunstschätze durch Immobilien entgelten lassen. Und Carolines Monaco-August begehrt Reichskleinodien zurück, die zur Zeit die Museen Sachsen-Anhalts schmücken. Daß aus Volks- wieder Herrschaftseigentum werden soll, ist ehemaligen DDR-Bürgern schwer zu vermitteln, denn im Geschichtsunterricht lernten sie jahrzehntelang, daß der Adel während der Bauernkriege die Landwirte malträtiert und sich seine Schätze auch später nicht gerade mit Schwielen an den Händen erarbeitet hätte. Die sozialistische Schlußfolgerung lautete: Strafe muß sein. Das stimmt nun auch nicht mehr. Je mehr sich wandelt, desto größer die Ängste.

Mir stockte der Atem, als ein Kollege (West) bei einem Fest in Dresden (Ost) laut herausposaunte: „Ich kann einfach diesen Dialekt in den Amtsstuben nicht mehr hören!" Alle waren erstarrt, bis er locker nachschob: „Ewig dieses Schwäbische!" – Da endlich hatte er die Lacher auf seiner Seite. Das Heer von Hilfsbereiten und Karriereversessenen, das nach der Einheit in den Osten strömte, blockiert für eine oder sogar zwei Generationen von Einheimischen den Aufstieg auf der Karriereleiter. Und da jenseits der Elbe die Zahl der Arbeitslosen doppelt so hoch ist wie im Westen, kommt auch dieser Witz drüben nicht so gut an: „Warum haben die Ostdeutschen stets volle Hosentaschen? – Weil sie die Hände darin vergraben, wenn Arbeit droht!"

Was sich liebt, das neckt sich. Gemessen an den Witzen, müssen die Deutschen wie wild ineinander vernarrt sein.

Witze machen wir meist auf Kosten anderer oder, um ein deutsches Sprichwort zu zitieren: Was sich liebt, das neckt sich. Gemessen an den Witzen, müssen die Deutschen wie wild ineinander vernarrt sein.

Ernst Elitz

geboren 1941 in Berlin, moderierte Sendungen wie „Kennzeichen D", „heute-journal", „Pro und Contra", „Weltspiegel". Seit 1994 ist Elitz erster Intendant des neuen Deutschlandradios, hervorgegangen aus dem bisherigen Deutschlandfunk, dem Sender RIAS und DS-Kultur. Aufgrund seiner bundesweiten Ausstrahlung betrachtet Elitz das Deutschlandradio als „eine logische und notwendige Ergänzung zu den Landesrundfunkanstalten, die ihre Attraktivität zunehmend aus ihrem regionalen Profil beziehen".

Deutsch-deutsche (Lebens-)Geschichte(n)

***wir selbst* läßt Menschen zu Wort kommen, deren Lebensgeschichte in besonderer Weise mit der deutschen Teilung verflochten ist.**
Die Interviews mit Albrecht Giese und Ingolf Hermann führte Elfriede Fink.

Dr. Albrecht Giese:

Deutsche Einheit als Aufgabe

Ihre persönliche Geschichte und die Geschichte Ihrer Familie sind auf vielfältige Weise verwoben mit der deutschen bzw. deutsch-deutschen Geschichte. Die politischen Verhältnisse haben zum Teil sehr massiv in Ihre Familie hineingewirkt; Sie haben aber auch Ihrerseits sehr engagiert versucht, die Spaltung Deutschlands zu überwinden.

Was wohl mein ganzes Leben durchzogen hat, waren ein starkes Gerechtigkeitsempfinden und patriotische Gefühle, die erwachsen sind aus der Verbundenheit mit meinem Geburtsort Dresden. Diese Haltung hängt zum Teil sicherlich auch mit meiner Familiengeschichte zusammen, aber nicht nur.

Aus welcher Familie kommen Sie?

Ich wurde 1938 in eine Dresdener Anwaltsfamilie hineingeboren. Mein Vater, schon zur Zeit des Dritten Reiches in der Praxis seines Vaters als junger Anwalt tätig, hat sich damals, soweit dies möglich war, den Nationalsozialisten widersetzt. Gott sei Dank wurde er nur einmal für ein paar Tage verhaftet. Meine Mutter stammte aus Bremen, sie war eine sehr impulsive Frau, die kaum ein Blatt vor den Mund nahm, was ihr später zum Verhängnis wurde.

Das Jahr 1953 brachte für Ihre Familie und damit auch für Sie einschneidende Veränderungen.

Im Oktober 1953 wurde zunächst mein Vater und drei Nächte später auch meine Mutter vom DDR-Sicherheitsdienst (SSD) verhaftet. Zuerst wußten wir wochenlang überhaupt nicht, wo meine Eltern waren. Die Anklage stützte sich dann auf mehrere Punkte. Zum einen: angebliche Verbindung zu einer „westlichen Agentenzentrale" – meine Mutter hatte sich 1949 in West-Berlin beim „Bund freiheitlicher Juristen" nach den Möglichkeiten erkundigt, im Westen eine Anwaltskanzlei aufzubauen – dort waren offenbar SSD-Spitzel eingeschleust. Zum anderen hatte mein Vater sich dagegen gewehrt, daß alle Anwälte zwangsweise in eine Anwaltsgenossenschaft einverleibt werden sollten. Außerdem wurde meinen Eltern ein Wirtschaftsvergehen vorgeworfen. Es bestand darin, daß sie Lebensmittel, die sie von Verwandten und Freunden aus dem Westen erhalten hatten, gehortet hätten. Und nicht zuletzt hatte meine Mutter am 17. Juni, in der spontanen Freude darüber, daß das DDR-Regime nun zusammenbrechen würde, auf dem Balkon das Deutschlandlied gesungen, und meine Schwester hatte sie auf der Ziehharmonika begleitet.

Im April 1954 wurden meine Eltern zu 3½ und 4 Jahren Zuchthaus verurteilt. Mein Zwillingsbruder und ich flohen im Juli in den Westen, nachdem man uns (zunächst auch meiner Schwester) eröffnet hatte, daß wir als Kinder von Verbrechern nicht mehr die Oberschule besuchen dürften. So kam es quasi zur fünffachen Trennung der Familie: mein Vater in Bautzen, meine Mutter in Halle, meine Schwester im Internat in Dresden, mein Bruder in Holstein und ich in Bremen, Niedersachsen und Westfalen (in verschiedenen Familien und Internaten). Alle vier Wochen durften wir großzügigerweise einen Brief von 20 Zeilen an die Eltern schreiben. Das bedeutete, daß mein Bruder mit 6 ½ Zeilen anfing und mir seinen Text zusandte, ich schrieb weitere 6½ Zeilen dazu, schickte das Ganze dann nach Dresden zu meiner Schwester, sie schrieb den Brief fertig und schickte ihn ins Gefängnis.

Meine Mutter wurde dort, ebenso wie ihre Mitgefangenen, gezwungen, nachts Nähmaschine zu nähen, und tags durften sie sich kaum hinlegen. Als sie dagegen aufbegehrte, wurde sie in einen Keller gesteckt. Dort fand man sie eines Morgens – und sie konnte nicht mehr sprechen. Sie hatte einen Schlaganfall erlitten, mit 42 Jahren. Dieser wurde ebensowenig richtig behandelt wie die nachfolgende Krebserkrankung. Die wenigen Jahre, die sie dann noch zu leben hatte, blieb sie gelähmt und konnte nie mehr richtig sprechen. Als ich viele Jahre später in den Stasi-Unterlagen zu lesen bekam, was man im Gefängnis mit meinen Eltern, besonders mit meiner Mutter so alles gemacht hatte und wie sie selbst in der Zelle noch von „Mitgefangenen" ausgehorcht worden waren – ich gebe zu, daß mir da die Tränen gelaufen sind. Ich habe die Akten nicht zu Ende gelesen.

Podiumsdiskussion mit Vertretern von CDU, SPD, Grünen und ÖDP

1961 kam dann der Mauerbau und damit eine Verschärfung der deutschen Teilung.

Zu dieser Zeit waren Gott sei Dank meine Eltern bereits im Westen und auch meine Schwester, eine mutige Kämpferin, die doch eigentlich gar nicht hatte weg wollen aus dem Osten. Sie war in der Studentengemeinde in Leipzig sehr aktiv gewesen – der Anfang jener Friedens-, Ökologie- und Kirchenbewegung, die ja dann letztendlich auch die sog. Revolution 89 mitbewirkt hat.

Ich hatte unterdessen ein Jurastudium angefangen, zunächst in Berlin. In Köln als Werkstudent startete ich nunmehr meine ersten Aktionen. Ich druckte und verteilte Flugblätter, schrieb an Dutzende Zeitungs- und Rundfunkredaktionen und forderte die Menschen auf, sie sollten möglichst viele Briefe und Päckchen nach drüben schicken, um die Verbundenheit aufrecht zu erhalten, so gut es nur geht. In Freiburg, meinem nächsten Studienort, folgte dann beispielsweise die Aktion „Sammeln von Rabattmarken". Zusammen mit anderen Kommilitonen von der dortigen Studentengemeinde stellten wir in zehn Lebensmittelgeschäften Kästchen für Rabattmarken auf. Mit den von den Kunden gespendeten Rabattmarken kauften wir dann Lebensmittel und schickten sie vor allem an die Studentengemeinde Rostock, aber auch an immer neue gesammelte Adressen in der DDR.

Auch meine juristische Dissertation in Würzburg hatte ein deutsch-deutsches Thema zum Gegenstand: „Die Einheit und Spaltung Deutschlands im Spiegel völkerrechtlicher Verträge von 1941 bis 1967". Das war eine völkerrechtlich-politische Untersuchung von 80 einschlägigen Urkunden, vor allem die beiden deutschen Teilstaatsprovisorien betreffend, aber auch Fragen wie Vietnam und Korea oder Warschauer Pakt und Nato waren einbezogen. So ist ein Buch von knapp 500 Seiten entstanden.

Mit den Jahren schienen sich die Ost-West-Blöcke und damit die Trennung aber doch zu verfestigen.

Trotzdem habe ich nicht geglaubt, daß man einem Volk auf Dauer das Selbstbestimmungsrecht würde vorenthalten können. Wie eine solche Änderung im einzelnen vor sich gehen könnte, vermochte ich natürlich auch nicht vorherzusagen. Aber ich habe stets – gegen den Spott, die Ignoranz und satte Willfährigkeit westdeutscher Politiker und Journalisten – die These vertreten, daß noch in diesem Jahrhundert der totalitäre Kommunismus zusammenbrechen und der „eiserne Vorhang" fallen würde. Dabei berief ich mich in meiner Argumentation auf

Aufrüttelnde Bilddokumente gegen satte Gewöhnung

Ermutigung zur Meinungsfreiheit: „Forum res publica", Gesprächskreis für Staat und Volk

die UN-Charta, die Menschenrechtskonvention und das verfassungsrechtliche Wiedervereinigungsgebot. Überhaupt war mir letzteres Maßstab und Rechtfertigung für alle meine Initiativen – ob mit einem Transparent („Wer schweigt, verrät 17 Millionen") mutterseelenallein oder in Gemeinschaft mit anderen bei Demonstrationen zum Tag der deutschen Einheit, beim symbolischen Mauerbau, bei Fotoausstellungen in Fußgängerzonen oder bei spontan initiierten Podiumsdiskussionen – zumeist an meinen weiteren Wohnorten Würzburg, Berlin, Frankfurt/Main, Koblenz und Emmelshausen. Trotz vieler Hindernisse, Anfeindungen und Verdächtigungen gelang es mir immer wieder, engagierte Bürger zu gewinnen und mein Anliegen mit demokratischen Mitteln zu verbreiten: sei es mit Autoaufklebern (der „D"-Aufkleber mit dem Spruch „Deutschland ist größer als die Bundesrepublik" stammt ursprünglich von mir), sei es mit der Gründung einer ökologisch-heimatverbunden orientierten Wählergruppe und eines unabhängigen und überparteilichen Diskussionszirkels namens „Forum res publica, Gesprächskreis für Staat und Volk", sei es bei Herbert Gruhls ÖDP oder, in deren Anfangsphase, bei den Grünen, zu deren Gründungsmitgliedern ich gehöre. Was immer ich in Aufsätzen, Vorträgen und Presseartikeln an Beiträgen geleistet habe – mein Ziel war es, den Zusammenhalt der Deutschen so lange wie möglich zu erhalten, bis die politische Lage es irgendwann erlauben würde, die Wiedervereinigung zu verwirklichen.

„Süße Einheit" – Konditorgeschenk zum 3. Oktober 1990

1989/90 war es ja dann tatsächlich so weit – und die Ereignisse blieben für Sie nicht ohne Folgen.

Erst einmal war ich natürlich überglücklich. Ich organisierte ein großes Fest mit Freunden. Dann brachte ich drei neue Aufkleber heraus mit der aus dem Osten – und letztlich aus der Nationalhymne der DDR – übernommenen Parole „Deutschland einig Vaterland". Die hab ich dann in Fußgängerzonen verkauft, neben mir ein Plakat mit dem bekannten Schiller-Wort „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr". Einige hab ich auch einzeln verschickt oder an Reisebusfahrer von „drüben" verschenkt, insgesamt wurden mehr als 20.000 Stück gedruckt.

Und dann kam die Überlegung auf, im Wege der dienstlichen Abordnung für einige Zeit als Richter nach Dresden zurückzugehen und beim Justizaufbau in Sachsen zu helfen. So kehrte ich 1994 tatsächlich in meine Heimatstadt zurück und arbeitete 2½ Jahre am dortigen Oberlandesgericht. Das hat mir viele interessante Begegnungen und wertvolle Aspekte eröffnet. Eigentlich wäre ich gerne auch für ganz dort geblieben, aber die sächsische Haushaltslage ließ bei meinem Alter eine Versetzung nicht zu.

Wie schätzen Sie aus Ihrer Erfahrung das deutsch-deutsche Verhältnis heute ein?

Es ist komplizierter als ich es je vermutet habe. Die 45jährige gegenläufige Erziehung und Prägung des Denkens haben ihre Spuren hinterlassen. Langsam gewinnt aber auch – wie schon lange im Westen – das Materielle an Priorität. Zugleich wurden Vorurteile bestätigt oder entwickeln sich sogar erst, auf beiden Seiten.

Anfangs hatte ich das Gefühl, daß man als Wessi sehr erwünscht war – für meine Begriffe fast zu viel Respekt kam einem da entgegen. Das hat sich aber dann im Laufe der Zeit gewandelt, als die Leute merkten, daß es unter den Wessis, die da rübergekommen waren, auch miese Typen gab, die andere über den Tisch ziehen wollten, ob das nun im Versicherungs- oder beispielsweise im Baugewerbe war. Ich habe das auch als Richter in vielen Prozessen erlebt. Da entstand schon manche Bitternis. Rückblickend habe ich tatsächlich den Eindruck, daß im Vergleich zu 1989/90 der innere Zusammenhalt nachgelassen hat. Die Jugend nimmt das etwas lockerer und kommt wohl im großen und ganzen mit den westdeutschen Altersgenossen ganz gut zusammen. Aber die Älteren sind doch zunehmend reserviert, weil sie das Gefühl haben, daß zwischen Ost- und Westbundesländern eine Art Zweiklassengesellschaft entstanden ist, und weil sie nostalgisch übersehen, wie unsozial der DDR-Unrechtsstaat im Grunde gewesen ist, indem er fast alles hat verkommen lassen: Straßen, Bahnhöfe, Krankenhäuser, Schulen usw.

Für mich bleibt die Verwirklichung der deutschen Einheit also auch weiterhin eine Aufgabe. Es geht darum, eine geistige und patriotische Verbundenheit der Deutschen zu fördern, wie sie (auch im zusammenwachsenden Europa!) bei anderen Völkern ganz normal ist und bleibt – nicht mit einem übertriebenen Nationalstolz, aber mit einem gesunden Selbstbewußtsein ausgestattet. Diese innere geistige Klammer ist ein unschätzbarer Wert für die Entwicklung des einzelnen wie für den Gemeinsinn und den Bestand der Demokratie. Ich denke, zur Wiederherstellung der deutschen Einheit gehört auch Vaterlandsliebe. Das ist nichts Altmodisches oder Überholtes, im Gegenteil, es ist die einzige Chance, die seelenlose Konsumgesellschaft mit all ihrer Einsamkeit und ihren Auswüchsen zu überwinden. Denn gerade in unserer zunehmend anonym-technisierten Welt sucht der Mensch – auch wenn er es mitunter leugnet – nach Geborgenheit. Und diese bietet ihm nicht nur der Lebenspartner und die Familie, sondern auch das Verbundensein mit Kultur, Heimat, mit Abstammung, Natur, Sprache, Geschichte und Tradition. Ich bin davon überzeugt: Wer diese Werte fördert, ist nicht vergangenheitsbezogen reaktionär, sondern gewinnt die Zukunft.

Das gilt für das deutsche Volk ebenso wie für alle anderen Völker – und damit für die Völkergemeinschaft.

Ingolf Hermann:

Ein Leben mit der Grenze

Foto: privat

Ingolf Hermann (rechts) zusammen mit Arndt Schaffner, dem Leiter des Deutsch-Deutschen Museums Mödlareuth, beim Abholen eines Riesenscheinwerfers, mit dem man von der Führungsstelle aus das umliegende Gelände ableuchten konnte

Sie waren bis 1990 Hauptmann bei den DDR-Grenztruppen. Wie sind Sie dazu gekommen?

Ich bin 1955 geboren in Plauen im Vogtland, einer Region also, die Bestandteil des Grenzgebietes zur Bundesrepublik war. In einem kleinen Ort im sächsisch-bayerischen Grenzraum hab ich acht Jahre lang die Schule besucht, 1970-1974 dann die Erweiterte Oberschule, um das Abitur abzulegen, und schließlich hab ich ein Studium absolviert an der Offiziershochschule der Grenztruppen in Plauen. Bei den Grenztruppen selbst eingesetzt war ich dann von 1977 bis 1990. Dadurch daß ich in dieser Region meine Kindheit und Jugend verbracht habe, hatte ich schon immer Kontakte zu Leuten, die bei der Grenztruppe Dienst verrichtet haben, und von daher empfand ich es als nichts Außergewöhnliches, diesen Beruf zu ergreifen. Zumal ich ja in diesem Staat und mit dessen Ideologie aufgewachsen bin.

Was im nachhinein erst bekannt geworden ist, ist ein anderes Kapitel. Aus heutiger Sicht stellt sich natürlich die Frage, inwieweit es legitim war, daß der Staat DDR existiert, inwieweit es legitim war, daß dieser Staat seine Grenzen gegen Westen überwachte und sicherte, es stellt sich nicht zuletzt die Frage nach der Verhältnismäßigkeit der Mittel und viele andere Dinge.

Ihre Aufgabe war es ja, die Westgrenze der DDR zu sichern – wofür genau waren Sie dabei zuständig?

Meine Aufgabe war es unter anderem, mir unterstellte Soldaten, Unteroffiziere, Fähnriche und Offiziere auszubilden, sie im Sinne der Ideologie des Sozialismus zu erziehen, deren Einsatz im Rahmen der Grenzsicherungsmaßnahmen zu planen und sie diesbezüglich auch zu befehligen. Durch mich galt es Entscheidungen zu treffen bei Zwischenfällen an der Grenze (Aktivitäten der westlichen Grenzschutzorgane bzw. der US-Streitkräfte; versuchten illegalen Grenzübertritten in beide Richtungen, sowohl Ost-West als auch West-Ost, und bei Verstößen gegen die Festlegungen des Grenzgesetzes der DDR). Im weiteren war ich für die Einsatzbereitschaft von Bewaffnung und Ausrüstung zuständig. Bei Störungen an Grenzsicherungsanlagen (z.B. Minensperren, Grenzsignalzäunen und anderen technischen Anlagen) lag es in meiner Verantwortlichkeit, Maßnahmen für deren Instandsetzung einzuleiten.

Hat es denn Zwischenfälle gegeben?

Solch extreme Zwischenfälle wie sie heute aus Archivberichten bekannt sind, hat es nicht gegeben, Gott sei Dank, sondern nur die normalen Alltäglichkeiten. Zum Beispiel waren die Amerikaner bei den damaligen Herbstmanövern auch immer präsent mit gepanzerten Fahrzeugen und haben eine gewisse Angst heraufbeschworen, ob sie wohl weiter Richtung Grenze fahren werden oder ob sie wieder zurückfahren. Oder andersherum, in Zusammenhang mit dem Wirken dieser Grenze nach innen: Anfang der 80er Jahre war ich mal mit dabei – nicht unmittelbar im Gelände, aber in der Kaserne – bei der Festnahme eines jungen Mannes aus Leipzig. Eigentlich hatte er als Facharbeiter ja ein gutes Auskommen gehabt, und ich konnte daher gar nicht verstehen, warum er in den Westen wollte.

Was war eigentlich Ihre tiefere persönliche Motivation, sich für den Sozialismus einzusetzen?

Der ursprüngliche Gedanke in Sachen Sozialismus/ Kommunismus, so wie *ich* das verstanden habe, war der, daß es einmal eine Welt geben würde, wo ich kein Geld mehr brauche und wo nicht mehr gerechnet wird, wie hoch die Rendite ist oder wie hoch die Steuern sind. Daß ideelle Werte zählen. Leider ist es nicht so gelaufen – das ist halt das Ergebnis der ganzen Geschichte.

Und dennoch: Zu DDR-Zeiten war es kein Problem, jemandem Trinkgeld zu geben, oder wenn zwei Familien miteinander in Urlaub gegangen sind und der eine hat den anderen mal eingeladen, dann hat man nicht nachgerechnet bis zwei Stellen nach dem Komma, damit nur ja keiner zu viel ausgegeben hat oder dem anderen etwas schuldig bleibt. Das gleiche gilt für Geburtstage, für Jugendweihe usw. Da wurden die Geschenke meist nicht nach dem Wert bemessen mit der Verpflichtung, im gleichen Wert wieder zurückschenken zu müssen. Sicher hat es auch Gegenläufiges gegeben: Die einen hatten die Chance, an Westgeld ranzukommen, die anderen hatten diese Chance nicht. Wer an Westgeld rankam, hatte dann eben den Handwerker schneller parat oder das benötigte Ersatzteil in dieser Mangelwirtschaft. Aber letztlich habe ich immer mit dem Ideal gelebt, daß es einmal eine Zeit geben wird, wo man gar kein Geld mehr braucht.

Im November 1989 kam dann plötzlich der Befehl zur Grenzöffnung. Was haben Sie gedacht damals?

Zunächst eigentlich gar nichts. Man hat es nur zur Kenntnis genommen und gespannt abgewartet, was sich daraus ergeben würde. Ich habe die Nachricht zunächst nur aus den Medien vernommen – ich gehörte nicht zu denen, die unmittelbar vor Ort Dienst hatten, wie z.B. die Angehörigen der Grenztruppen der DDR und der Paßkontrolleinheit des Ministeriums für Staatssicherheit in der Bornholmer Straße in Berlin.

Woran ich mich speziell erinnern kann, war die Situation an diesem Wochenende, als im Rahmen dieser Befehlshierarchie an das damalige Grenzbezirkskommando Karl-Marx-Stadt, wo ich Dienst verrichtete, die Order ergangen war, an der Bundesstraße 173 Hof-Plauen über Nacht einen Grenzübergang zu eröffnen. Das war eine völlig neue Situation für alle Beteiligten. Ich war als operativer Diensthabender am Autobahngrenzübergang Hof-Plauen (A 72) eingesetzt. Hier kam es zu ersten Kontakten zum einstigen „Klassenfeind" in Gestalt von Beamten der Bayerischen Grenzpolizei. Mit ihnen galt es organisatorische Dinge abzustimmen und sie mit der seinerzeit in der DDR verbotenen Zeitschrift Sputnik zu versorgen.

Ich könnte mir denken, daß es für Sie keine einfache Situation war, wenn alles, wofür man seither gearbeitet hat, einfach hinfällig wird.

Das ist richtig. Das war schon eine komplizierte Geschichte. Ich bin tage- und wochenlang noch mit dem Privatfahrzeug an diese Grenze gefahren, saß dann vor dem Zaun und vor diesem Sperrgraben und dachte, Mensch, das hat man dir beigebracht, daß das alles notwendig ist, damit dieser Staat existiert, und mit einemmal sind Bagger und Bulldozer dabei, das Ganze wegzuräumen, und es wird nie wieder erscheinen – man geht zumindest davon aus. Auch im beruflichen Leben hatte man sich ja

Foto: Reinhold Fink

Ingolf Hermann

Eine Mauer gab es nicht nur in Berlin, sondern auch an zahlreichen anderen Stellen der DDR-Grenze.

Zonengrenze mitten durch den Ort Mödlareuth: Im Vordergrund der bayerische Ortsteil (amerikanische Zone), hinter dem Bach beginnt Thüringen (sowjetische Zone), Juli 1949. Foto aus: „Die Grenze" von P.J. Lapp und J. Ritter.

entsprechend umzustellen; bei mir war das verbunden mit einer Umschulung zum Industriekaufmann, wo ich auch etwas über diese neue Welt kennenlernen konnte und über die Mechanismen, nach denen sie funktioniert.

Heute arbeiten Sie aber im Deutsch-Deutschen Museum Mödlareuth. Wie kam es dazu?

Bei einer dieser Touren, die noch nicht auf eine tiefgehende Recherche ausgerichtet waren, sondern nur der Frage nachgingen: Was steht noch? Was ist noch zu sehen in dem Grenzabschnitt, wo du selbst Dienst verrichtet hast, das waren ja insgesamt 120 km, bin ich eines Tages auf Mödlareuth gestoßen. Da gab es eine Bekanntmachung, wonach das Museum Zeitzeugen suchte bzw. Leute, die ehrenamtlich für das Museum tätig werden können. Es wurden auch Leute der DDR-Grenzsicherungsorgane gesucht, die bereit waren, über diese Zeit zu sprechen. Daraufhin hab ich mich schriftlich an Herrn Schaffner gewandt, und so ist dann die nähere Zusammenarbeit entstanden. Seit 1995 bin ich für die Inventarisation des Sammelbestandes zuständig. Mit Hilfe einer Datenbank werden alle vorhandenen Objekte erfaßt und ein wissenschaftliches Inventarblatt entsprechend den Vorgaben der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern angelegt. Außerdem arbeite ich in der Arbeitsgemeinschaft der Museen, Gedenkstätten und Denkmale an der ehemaligen innerdeutschen Grenze mit.

70 m der Mauer sind im Freigelände von Mödlareuth noch erhalten – hier ein Beobachtungsturm aus westlicher und aus östlicher Sicht

2 Fotos: Ingolf Hermann

Das Thema Grenze hat Sie also eigentlich Ihr ganzes Leben begleitet.

Nach diesem totalen Umbruch 1989/90, wo alles irgendwo hinglitt und wo keiner wußte, in welchen Hafen das Schiff einlaufen wird, wo man aber gleichzeitig doch an vielen Dingen festgehalten hat, von denen man geglaubt hatte, sie würden die nächsten Jahrzehnte weiter so existieren – in dieser komplizierten Phase habe ich angefangen zu versuchen, auch einmal hinter die Kulissen des Ganzen zu schauen.

Dabei bin ich natürlich auch auf die traurigen Kapitel der DDR-Geschichte gestoßen. Das Jahr 1953 ist ja in den DDR-Geschichtsbüchern nur mit einem Satz abgehandelt gewesen, als konterrevolutionärer Putschversuch. Oder wenn

ich an das Thema Zwangsaussiedlung denke, das war ja eigentlich ein Tabuthema. Wenn ich heute bei meinen Recherchereisen an einem Ort vorbeikomme, an dessen Existenz nur noch eine Ortstafel erinnert, dann ist das für mich schon eine eigenartige Erfahrung. Ich erinnere mich noch, als Kind, da hieß es im Dorf nur, der oder jener hatte etwas ausgefressen, den bringen die weg. Das war alles. Zwei Sätze.

Gern würde ich aber auch einmal in Archive Einblick nehmen, die westlich von dieser Grenze angesiedelt sind und in denen auch Erkenntnisse zum Thema innerdeutsche Grenze gesammelt wurden. Pullach zum Beispiel. Interessant wäre auch zu erfahren, welche Aktivitäten ausländische Geheimdienste auf dem Gebiet der DDR entwickelt hatten.

Oder wiederum ein anderes Thema: Gorbatschow hatte bei einem offiziellen Staatsbesuch 1986 in der DDR in einer Eintragung im Gästebuch am Brandenburger Tor die Grenzsicherungsmaßnahmen der DDR zu Westberlin bzw. zur Bundesrepublik Deutschland als notwendig begründet bzw. sie gebilligt. Wenn man den Memoiren von Gorbatschow und einem einschlägigen Interview mit ihm im „Spiegel" glauben darf, hatte es jedoch bereits 1987 Gespräche gegeben zwischen ihm und Richard von Weizsäcker, in denen von finanziellen Hilfen deutscherseits im Falle einer Wiedervereinigung die Rede war. Wenn Gorbatschow so freiweg erzählt, er habe die DDR eben „weggegeben" – was das für Gefühle auslöst bei Leuten, die als sog. Hoheitsträger diesem Staat DDR gedient haben, sei es als Angehöriger der Grenztruppen, der Polizei, der Justiz oder dergleichen. Die hinterher dann mit ihrer Vergangenheit zu kämpfen haben, ob es um berufliche Perspektiven geht oder im privaten Bereich oder wie auch immer.

Man fühlte sich ja als einzelner verpflichtet, dem Staat gegenüber die entsprechende Loyalität zu wahren. In meiner Familie oder in meiner Ehe bedeutete dies ganz praktisch, meine Frau dahingehend zu beeinflussen, die Westkontakte mehr oder weniger abzubrechen. Das betraf den Kontakt zu ihrer Halbschwester, das betraf den Onkel und noch einige andere Verwandte in der BRD mehr. Bei der Beerdigung meiner Schwiegermutter, das war im Februar 1990, wurde ich prompt mit den Worten begrüßt: „Ich hasse alle, die in der SED waren." Das war schon ein schwerer Schnitt.

Aber es gab auch erfreuliche Erlebnisse – ich mache das am Kontakt mit der Halbschwester von meiner Frau fest –, Menschen, die begriffen haben: Wir haben auf dieser Seite gelebt und sie haben auf der anderen Seite gelebt, und es gab bestimmte Dinge, die waren eben nicht anders möglich. Es gab eben Grenzen, auch in diesem Sinne. Wir haben heute guten Kontakt mit ihr, und ich kann sie am Telefon auch schon mal scherzhaft erinnern „Du hast dieses Jahr ja noch gar kein Westpaket geschickt, obwohl wir doch jetzt eins bekommen dürften...!"

Sie persönlich sind ja nun tagtäglich mit dem Thema DDR und innerdeutsche Grenze befaßt und haben sogar ein Buch darüber veröffentlicht („Die Deutsch-Deutsche Grenze. Eine Dokumentation. Von Possek bis Lehesten, von Ludwigsstadt nach Prex". Neupert Verlag Plauen[3] 1998). Wie geht nach Ihrer Einschätzung die „normale" Bevölkerung mit der Vergangenheit um?

Da kann man nur Mutmaßungen anstellen. In meinem persönlichen Umfeld gibt es Menschen, die sind vollkommen unberührt von den Dingen, die haben ganz andere Sorgen im Kopf. Denen es viel wichtiger ist, wie es in ihrem Job weitergeht. Mit ehemaligen Angehörigen der Grenztruppen wiederum kann man sich auch über die alten Zeiten unterhalten.

Wenn ich an das Publikum bei meinen Führungen im Deutsch-Deutschen Museum denke: Bei Schulklassen habe ich manchmal so den Eindruck, als würden sie nicht gerade zwangsweise, aber doch mit einem gewissen Druck hierher geführt: Wir schauen jetzt die Mauer an. Was deren Aufmerksamkeit erregt, ist dann zum Beispiel ein russischer Panzer. Daß die Mauer mitten durch den Ort führte und die Men-

Mödlareuth: Ein Foto am früheren Schlagbaum zeigt – vom Standort des Betrachters aus – die Situation vor dem Mauerfall, als die Häuser „drüben" zwar zu sehen, aber nicht zu erreichen waren.

Foto: Reinhold Fink

schen getrennt hat, das muß man den Jugendlichen erst einmal vermitteln. Schüler einer 7. Klasse nehmen das eher noch auf und versuchen, ihre Schlußfolgerungen daraus zu ziehen als beispielsweise 16jährige, die mittlerweile ganz andere Dinge im Sinn haben.

Dann gibt es aber eine ältere Besuchergruppe, die von ihren Reisen in bzw. durch die DDR erzählen und von ihren Erlebnissen bei den Grenzkontrollen. Die haben natürlich emotional einen ganz anderen Bezug. Eine andere Gruppe sind Fachbesucher, ehemalige BGS-Beamte beispielsweise – für die ist es natürlich interessant, wenn man manches, was auf der Ostseite war, auch durch die eigene Person verständlich darlegen kann. Ausländer wiederum können gar nicht verstehen, daß, um die Sache an Mödlareuth festzumachen, die Mauer mitten durch den Ort ging, daß selbst Winken verboten war, geschweige denn ein Gruß ausgetauscht werden durfte. Wenn der bayerische Grenzbeamte dem DDR-Grenzsoldaten „Guten Morgen" wünschte, durfte dieser den Gruß nicht einmal erwidern. Das können sie gar nicht glauben. So etwas emotional entsprechend rüberzubringen, ist natürlich schwierig, wenn man's selber nicht erlebt hat.

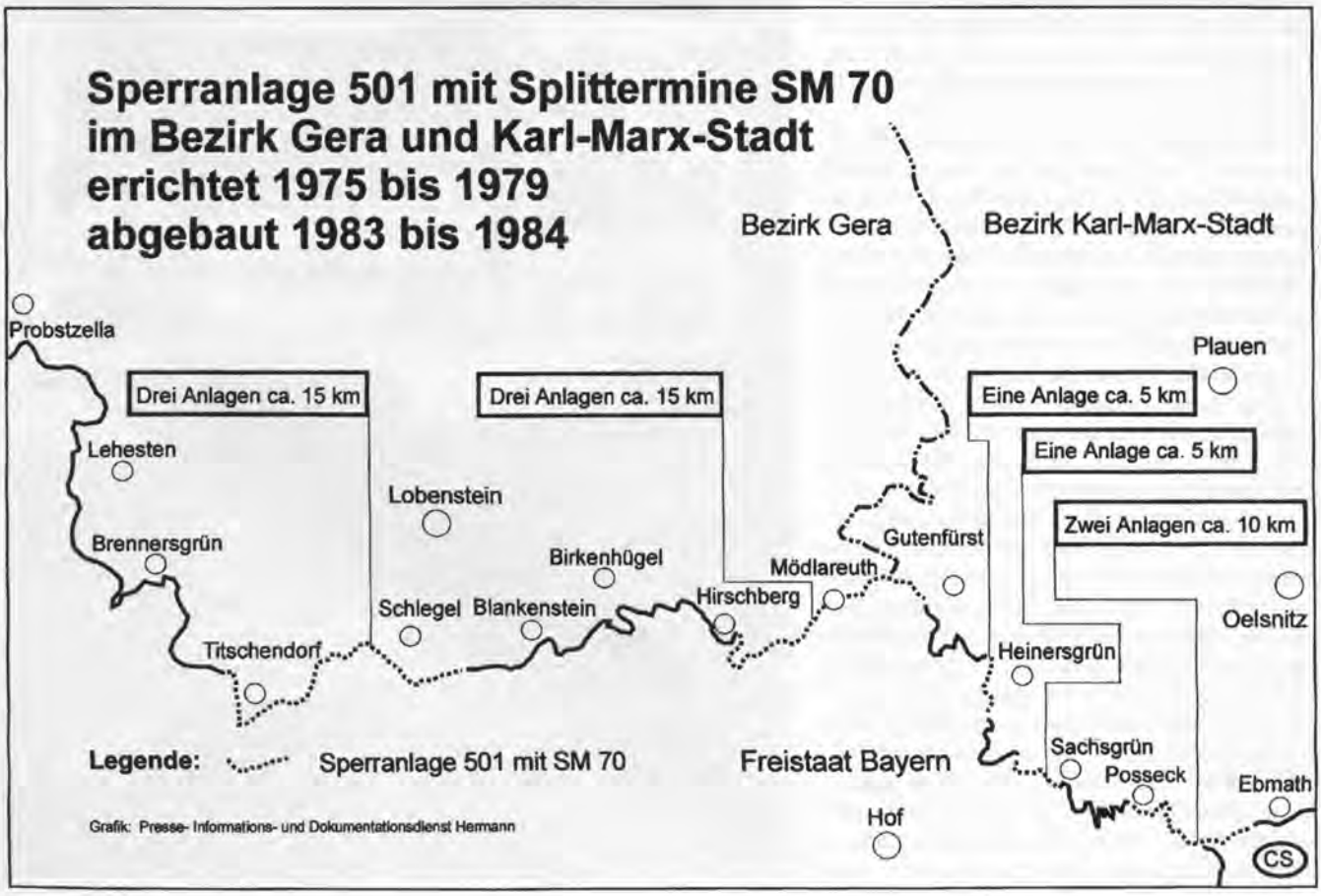
Auch die Reaktion der Menschen bei der Präsentation meines Buches im Neupert Verlag in Plauen sind recht aufschlußreich. Wir hatten damals nach Erscheinen des Buches Ausstellungsobjekte aus dem Museum Mödlareuth zur Dekoration des Schaufensters genutzt, u.a. Portraits von Ulbricht und von Honecker. Manche Menschen provozierte das dermaßen, daß sie im Extremfall das Schaufenster einschlagen wollten. Man hörte sogar Äußerungen wie: Bei dir kaufen wir nicht mehr. Andere wiederum fragten nach, wieviel man denn für so ein Bild zahlen müsse, um es käuflich zu erwerben...

Ist die innerdeutsche Grenze nach Ihrem Empfinden in den Menschen inzwischen verschwunden oder gibt es sich noch?

Die gibt's noch. Das fängt an bei den unterschiedlichen finanziellen Möglichkeiten – es ist kein Dauerzustand, daß jemand im Osten für 85 oder 86 % des Westgehalts arbeiten muß, denn es sagt ja umgekehrt auch keiner, für das Auto brauchen Sie nur 85 oder 86 % des Westpreises zu bezahlen. Gerade in der Region Hof gibt es andererseits auch gewisse Böswilligkeiten so nach dem Motto, jetzt kommen die alle rüber und nehmen uns die Arbeit weg.

Foto: Reinhold Fink

Rechts: Modell einer Splittermine (SM 70) im Deutsch-Deutschen Museum Mödlareuth



Die Euphorie, die bei der Grenzöffnung noch herrschte, diese Spontaneität – die Leute fielen einem ja förmlich um den Hals und fragten nicht danach, bist du vielleicht ein SED-Bonze oder wie auch immer – das ist vorbei. Da müßte man eigentlich etwas tun, um dieses Zusammengehörigkeitsgefühl auf irgendeine Art und Weise wiederzubeleben.

Wie könnte ein solches positives Zusammengehörigkeitsgefühl wieder befördert werden? Müßte das vornehmlich über die finanziell-materielle Schiene laufen oder sehen Sie andere Möglichkeiten?

Finanziell-materiell sicherlich auch. Wenn auch nicht in der Weise, daß Leute hier denken, na, die Westler, die sollen das nur zahlen mit ihrem Solidaritätszuschlag. Zum anderen aber auch über die ideelle Schiene. Und hier haben gerade die Medien eine gewisse Verantwortung bezüglich der Darstellung von Grenzöffnung und Wiedervereinigung. Man sollte dabei doch an ein paar Dinge anknüpfen, die in dieser Zeit besser waren – versuchen, das positive Zusammengehörigkeitsgefühl zu stärken und daran appellieren, die Wiedervereinigung besser zu nutzen.

Wäre ich Ihnen oder einem Ihrer Kollegen vor 15 Jahren im Rahmen Ihrer Arbeit begegnet, hätte ich einfach nur Angst vor Ihnen gehabt. Heute sitzen wir hier in Ihrer Wohnung zusammen, und Sie wirken auf mich eigentlich nicht wie jemand, vor dem man Angst haben muß. Sie sind aber doch der gleiche Mensch...

Ich hatte auch Herzklopfen, als ich zum ersten Mal in eine BGS-Kaserne nach Coburg gefahren bin, zum vermeintlichen Gegner, ob die mich auch wieder rauslassen würden oder wie auch immer... Mit den Kollegen habe ich heute guten Kontakt. Bei einer anderen Begegnung mit einem Beamten der Bayerischen Grenzpolizei in Zusammenhang mit den Recherchen für mein Buch wollte mich der Betreffende erst gar nicht in seine Wohnung einlassen und hat mich zunächst mal vom Balkon aus gefragt, ob ich von der Staatssicherheit komme. Es war immer zuerst ein gewisses Abtasten, mit welchen Leuten man es da zu tun hat.

Auf dem Stuhl, auf dem gerade mein Sohn sitzt, saß aber – ebenfalls im Rahmen meiner Recherchen – auch schon ein amerikanischer Major. Er hatte in dem sog. Panzeraufklärungsregiment, einer Spezialeinheit mit Standort in Nürnberg, die entlang der Grenze patroullierte, Dienst verrichtet und hätte sich auch nicht vorstellen können, daß er einmal in der Dienstwohnung eines Ost-Grenzers gemütlich mit diesem plaudern würde. Und es saß hier, einige Jahre früher, gleichfalls ein sowjetischer Major, der nach fünf Jahren Afghanistan nervlich so angeschlagen war, daß er die Chance erhalten hatte, in der DDR seinen Dienst zu verrichten.

Der hauptsächliche Unterschied zu damals liegt natürlich darin, daß ich heute an keine Weisung mehr gebunden bin. Ich bin in diesem Sinne ein freier Mann, wenn auch natürlich dennoch gewissen Beschränkungen unterworfen, die es ja auch in der heutigen Zeit gibt, und sei es das Geld, auf das man angewiesen ist. Aber ich unterliege nicht mehr in der Weise irgendwelchen Dingen, wie das damals der Fall war.

Von daher bin ich auch froh, daß ich keine Uniform mehr anhabe, selbst wenn es eine von einem westlichen Grenzschutzorgan wäre oder die der Bundeswehr. Wenn beispielsweise die Grünen zunächst lauthals fordern „Raus aus der Nato!" und die Bundeswehr am liebsten abschaffen wollen, und sobald sie den Außenminister stellen, wird auf einmal wieder betont, wie wichtig doch das Militär sei, um Konflikte in der Welt zu „lösen"...

Es ist gut, daß man über die Dinge nochmal nachdenken kann.

Sie trauen der Politik nicht mehr so recht über den Weg?

Ich mach mir meinen eigenen Reim. Einmal beschissen – das reicht.

Foto: Ingolf Hermann

Für eine Dokumentation über das Leben vor und nach der Grenzöffnung interviewte ein südkoreanisches Filmteam 1997 Bewohner des früheren sächsisch-bayerischen Sperrgebiets.

Freigelände im Deutsch-Deutschen Museum Mödlareuth, rechts: original erhaltener Beobachtunsturm, 1974 errichtet. Der linke Beobachtungsturm stand ursprünglich in der Nähe des Zusammenflusses von Saale und Selbitz

Foto: Reinhold Fink

Friedrich Baunack:

Brief an Stefan

An
Stefan F.,
zuletzt Ost-Berlin

Wüstefeld,
im Weinmond (Oktober) 1999

Lieber Stefan!

Die 10 Jahre sind vorbei. Erinnerst Du Dich? Im Sommer 1989 kreuzten sich unsere Wege in Südhessen auf der Baustelle einer Textilmaschinenfabrik. Ich arbeitete dort als selbständiger Montageschweißer (unter lauter Bajuwaren, die Monate hindurch Distanz zu mir hielten und untereinander von mir nur als von dem „Preußen" sprachen) und Du als ein von der DDR ausgeliehener Elektromonteur. Durch Deine bemerkenswert offene Art konnte es gar nicht ausbleiben, daß wir uns immer näher kennenlernten. Schnell waren die gegenseitigen Positionen offengelegt, und so begrüßte Dich überzeugten Kommunisten aus der DDR („Täterä" wie ich mir nie verkneifen konnte) der Rechtsradikale aus der BRD morgens boshaft mit „Na, Kundschafter des Friedens" und Du antwortetest gutgelaunt „Heil Hitler!".

Bist Du noch Kommunist? In meiner Kindheit war das das schlimmste Schimpfwort – wie hat Franz-Josef Degenhardt („Sagen Sie mal, sind Sie etwa Kommunist?") es so schön persifliert! Heute ist „Rechter" das Schlimmste: Doch in der französischen Nationalversammlung saßen rechts die, die gegen die Hinrichtung des Königs waren, und Botho Strauß erklärt „rechts" nicht aus gemeinen Absichten, sondern als „von ganzem Wesen die Übermacht einer Erinnerung zu erleben, die den Menschen, weniger den Staatsbürger ergreift, vereinsamt und erschüttert inmitten der aufgeklärten modernen Lebensverhältnisse („Anschwellender Bocksgesang", 1993).

Kurz bevor Du auf der Baustelle auftauchtest, bekam ich einen jungen Kerl, Anfang 20, als Helfer. Er war wegen versuchter „Republikflucht" eine Zeitlang eingelocht und dann vom Westen freigekauft worden. Sympathisch, aber voller Haß, ansonsten ziemlich orientierungslos. Von den ersten gesparten paar tausend Mark hatte er sich gerade einen roten Flitzer gekauft, und am ersten Wochenende raste er sich auf der Autobahn zu Tode. Der Wagen war so zerknüllt, daß es der „Bild"-Zeitung ein Photo und ein paar Zeilen wert war.

Du warst dann der erste DDRler, mit dem ich näher ins Gespräch kam (ich gesteh's zu meiner Schande). Aber wie hätte es auch anders sein sollen? Bis dahin war es unsagbar einfacher, nach Tunis, Istanbul oder Damaskus (von Paris, Rom und London gar nicht zu reden) zu reisen, als nach Leipzig, Ost-Berlin oder Dresden. Zwar spürte ich immer eine tiefe Sehnsucht nach Mitteldeutschland, wo ich geboren bin, oder Ost-Deutschland, das ich bloß aus Büchern kannte, – wie oft stand ich mit Gertrud (Du erinnerst Dich doch an meine Frau und Gefährtin?) im hessischen Philippsthal vor den Grenzanlagen, die die Brücke über die Werra unüberwindbar abschnitten, und schauten rüber ins thüringische, so nahe und doch unerreichbare Vacha ... Aber allein die ewigen Schikanen an den Transit-Übergängen, wenn wir

von Deutschland (West) nach Berlin (West) wollten (wo noch immer als letzte Gemeinsamkeit sich die vier Siegermächte die Hand zum (Schlüssel-) Bunde reichten, um einen uralten kranken Mann, seit Jahrzehnten einziger Insasse eines riesigen Gefängnisses, durch schwerbewaffnete Mannschaften bewachen zu lassen) verleideten es uns, auch noch den viel größeren Aufwand einer „Einreise in die DDR" auf uns zu nehmen: Jedesmal wurde unser gesamtes buntes Wohnwagengespann auseinandergenommen, jedesmal die ängstliche Distanz der DDR-Bürger auf den Transit-Parkplätzen, die sie hinderte, wenigstens einem „Guten Tag" zu antworten, jedesmal diese verkniffenen, unfreundlichen Gesichter der Grenzer! Nur einer, ein älterer, war mal freundlich und fragte nach der Bedeutung eines Aufklebers für ein freies Afghanistan ... dieser Alb der furchtbaren KZ-Grenzanlagen ... dieses graue Grauen, das uns jedesmal aus Geschichte und Gegenwart anwehte ... aus meiner Kindheit das Bild des an der Mauer hilflos verbluteten Peter Fechter ... die Erzählungen meiner Eltern, die – wenn sie zu Verwandten „nach drüben" reisten – sich für jede eingeführte Drucksache manchmal stundenlang rechtfertigen mußten, und sei es eine in der DDR gedruckte Spielanleitung für eine in der DDR hergestellte Gitarre, die die angehende Kindergärtnerin drüben aber nicht zu kaufen bekam ... der für uns horrende Zwangsumtausch...

Einmal haben wir es aber doch versucht. Als nebenberuflicher Straßenmusikant (sogar mit offizieller „Erlaubnis zur Ausführung eines Lustbarkeitsgewerbes" in reinstem Bürokratendeutsch) fand ich es eines Tages unerträglich absurd, auch im fernsten Ausland aufzuspielen, aber nie in einem bestimmten Teil des eigenen Landes. So schrieb ich am 4.7.1988 an die „Ständige Vertretung der Deutschen Demokratischen Republik" in Bonn und fragte an, ob und unter welchen etwaigen Auflagen und Bedingungen eine Einreise zum Zweck der Straßenmusik in die DDR möglich sei. Darauf bekam ich am 27.7. die Antwort eines „II. Sekretärs" Scholz, der mir lakonisch mitteilte, daß es für Straßenmusik „in der DDR keine Voraussetzungen gibt." Ich antwortete, für Straßenmusik gebe es nur zwei Voraussetzungen: Straße und Musik. Für Musik sorgte ich. Sollte ich nun annehmen, daß es in der DDR keine Straßen habe?? Ob dann nicht wenigstens „Feld-, Wald- und Wiesenwegsmusik" möglich wäre? Hierauf bekam ich keine Antwort mehr.

Wie habe ich diese Spießbürgerlichkeit der DDR-Oberen verachtet! Wie fest identifizierte ich mich mit dem Freiheits-Anspruch der Bundesrepublik! Und wie schockiert war ich dann, als Helmut Kohl den damaligen CDU-Bundestagsabgeordneten Bernhard Friedmann, der eine offensive Wiedervereinigungspolitik anmahnte, öffentlich abbürstete: „Die Wiedervereinigung steht nicht auf der Tagesordnung der Weltpolitik". Natürlich – es setzte sie ja niemand drauf. Im Gegenteil. Ausgerechnet der Erfinder der „geistig-moralischen Wende", Helmut Kohl, empfing Erich Honecker im Westen wie einen ausländischen Staatsmann mit militärischen Ehren! Von den Liberalen, Sozialdemokraten und, Ha!, „Alternativen" war man's schon gewöhnt, daß sie die SEDler hofierten, was das Kreuz nur an Bücklingen erlaubte und Kurt Schumacher sich sicherlich im Grabe umdrehen ließ! Wie hat Oskar Lafontaine nicht Honecker gefeiert als einen „der auch fünfe gerade sein läßt". Man lese nur einmal den „Der Spiegel", Nr.35/87 und bekrittele niemals mehr die Kriegsgeneration für ihre Führer-Verehrung!

STÄNDIGE VERTRETUNG DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK
- Konsularabteilung -

Herrn
Friedrich Baunack
[redacted]

Bonn, den 27.7.1988

Sehr geehrter Herr Baunack!

In Beantwortung Ihres Schreibens teilen wir Ihnen mit, daß es hierfür in der DDR keine Voraussetzungen gibt.

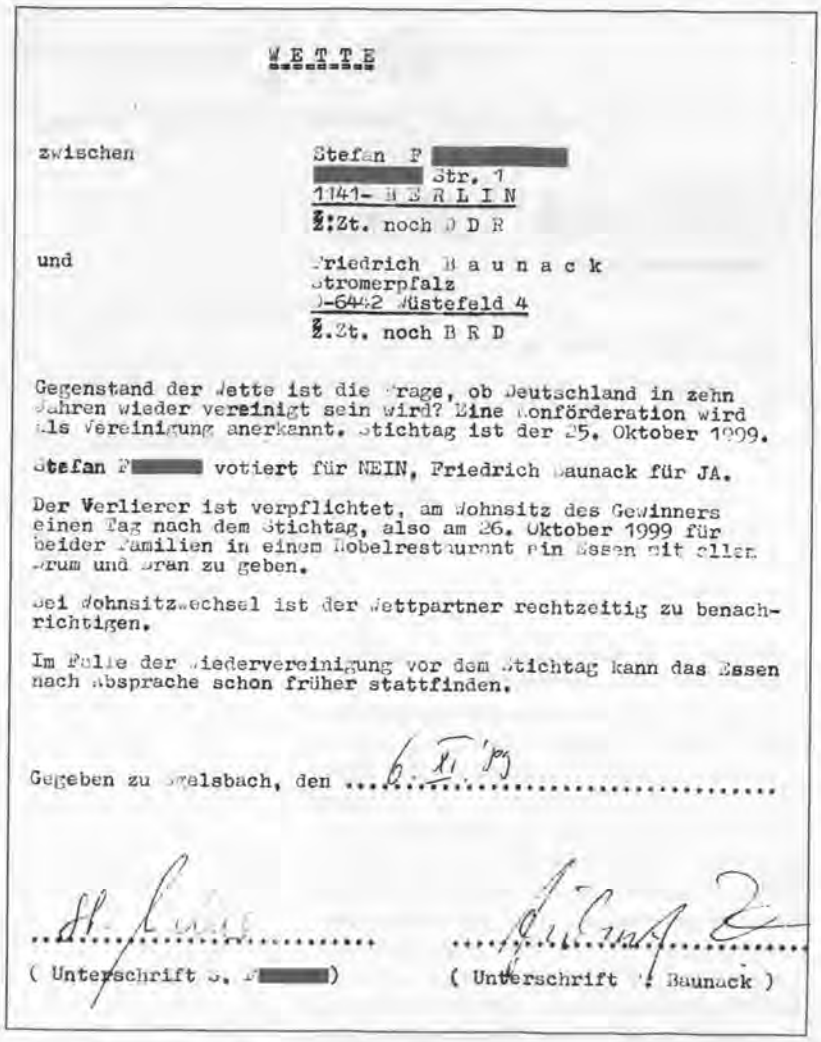
Mit vorzüglicher Hochachtung

Scholz
II. Sekretär

Aber was die CDU-geführte Regierung betrieb, erschien uns als Verrat – am Land, an der Freiheit, an allen Idealen und eigenen Ansprüchen. Ab da wurde uns immer klarer, daß Korruption und Scheinheiligkeit nicht auf eine Seite des Eisernen Vorhangs beschränkt war.

Doch zurück zu uns: Der Sommer '89 war voller Hitze, Arbeit und Leben. Jeden Tag kamen neue Nachrichten über DDR-Bürger, die in immer größerer Zahl in BRD-Botschaften im Ostblock stürmten, in Leipzig, Dresden und Ost-Berlin demonstrierten, in streng abgeschirmten Eisenbahnzügen oder über Ungarn in den Westen kamen. Die DDR-Oberen reagierten ebenso hektisch wie hilflos, und die Alt-68er-BRD-Intelligenzija warf den aufmüpfigen DDR-Bürgern Ruhestörung vor. Wie diskutierten wir beide immer leidenschaftlicher! Wie pochtest Du auf die Entwicklungsfähigkeit des Sozialismus und ich auf die des Kapitalismus – und wie lächerlich falsch lagen wir beide!

Es war schon Herbst geworden, da kamst Du zum Essen zu uns in den Wohnwagen. Es rührte uns, daß Du als artiger Feind der Bourgeoisie Gertrud Blumen mitbrachtest, da doch die westdeutschen Linken schon längst alle Umgangsformen wegdiskutiert hatten! Wieder stritten wir bis tief in die Nacht. Nie kam Dir in den Sinn, mit einem „Rechten" nicht zu sprechen, wie es dato im Westen schon lange die (Anti-) Faschisten in ewiggestriger Selbstherrlichkeit praktizierten. Du warst als Kommunist so rechts



W E T T E

zwischen Stefan F [redacted]
[redacted] Str. 1
1141- B E R L I N
Z.Zt. noch D D R

und Friedrich B a u n a c k
Stromerpfalz
D-6442 Rüstefeld 4
Z.Zt. noch B R D

Gegenstand der Wette ist die Frage, ob Deutschland in zehn Jahren wieder vereinigt sein wird? Eine Konförderation wird als Vereinigung anerkannt. Stichtag ist der 25. Oktober 1999.

Stefan F[redacted] votiert für NEIN, Friedrich Baunack für JA.

Der Verlierer ist verpflichtet, am Wohnsitz des Gewinners einen Tag nach dem Stichtag, also am 26. Oktober 1999 für beider Familien in einem Nobelrestaurant ein Essen mit allem Drum und Dran zu geben.

Bei Wohnsitzwechsel ist der Wettpartner rechtzeitig zu benachrichtigen.

Im Falle der Wiedervereinigung vor dem Stichtag kann das Essen nach Absprache schon früher stattfinden.

Gegeben zu Zweibach, den 6. XI. 89

(Unterschrift S. F[redacted]) (Unterschrift F. Baunack)

„Du hast unsere Wette nicht verloren."

wie nur einer, glaubtest an Anstand und Würde, an Dein Land und eine Zukunft jenseits der Totalitarismen von Kapital und Stacheldraht. Wie schwer traf Dich mein Vorwurf, durch Deine Arbeit im Westen die „ausgebeutete Arbeiterschaft der BRD" zu verraten, privilegierter Devisen-Bezieher eines Unrechtsregimes zu sein! Wie wehrlos mußte ich Deinen Anwurf, einer dekadenten, satten, überheblichen Verbraucherbande anzugehören, hinnehmen!

Gerade hatte die DDR mit ebenso großem, selbstgefällig großem Pomp ihr vierzigjähriges Jubiläum gefeiert wie unlängst die politische Clique der BRD ihr fünfzigjähriges – und ich sagte, daß sie das nächste Jahrzehnt nicht überleben würde. Du meintest, sie werde tausend Jahre alt, und ich lachte ziemlich dreckig, daß sei schon einmal schief gegangen.

Also wurde „in der Hitze der Nacht" eine schriftliche Wette abgeschlossen: Ich wettete mit Dir, daß die DDR in 10 Jahren nicht mehr existent wäre. Konföderation sollte als Wiedervereinigung gelten, der Verlierer an den Wohnsitz des Gewinners kommen und für beider Familien eine nobles Essen spendieren.

Lieber Stefan, seitdem habe ich nichts mehr von Dir gehört. Kurz nach dieser Wette fuhrst Du heimwärts. Ich weiß nicht, wie Du die Nacht vom 9. auf den 10. November 1989 – „Tage, die wir nie vergessen werden", titelte die Sonderausgabe der „Berliner Illustrirte" – erlebtest. Vielleicht war für Dich ein Traum zuende, als dieser Traum des friedlichen Falles der Mauer in Erfüllung ging. Wenige dürfen sagen, daß sie fest an die Verwirklichung dieses Traums geglaubt haben. Keinesfalls dürfen es die Heuchler der etablierten, saturierten West-Parteien. Die hatten sich – gemeinsam mit den „Verbündeten" – prächtig mit der (Mehrfach-) Teilung Deutschlands arrangiert, sprangen nur, stets gleiche Opportunisten, auf den unaufhaltsamen Zug auf, den die Menschen drüben angeschoben hatten, vom 17. Juni 1953 bis zu den vielen kleinen und großen Aufständen 1989.

Als Gertrud und ich nach so vielen Jahren unterwegs genug Geld für ein winziges Haus hatten, hätten wir uns irgendwo niederlassen können. Aber wir wollten in die Nähe der Zonengrenze, um mitzukriegen, wenn eines Tages dort die Straßen wieder aufgehen würden. Wie wurden wir mitleidig belächelt. Und als es ein Jahr später soweit war, waren wir natürlich wieder auf Montage. Gertrud schlief schon, als ich in den Spätnachrichten von dem Unglaublichen in Berlin hörte. Sie wähnte, ich sei betrunken, als ich ihr immer wieder sagte „Die Mauer in Berlin ist gefallen, hörst Du!" Ich weinte fast am Radio, und am nächsten Morgen kaufte ich am Kiosk ein Flasche Sekt und trank sie mit den Kollegen, die's gar nicht glauben wollten. Was für eine Nacht! Niemand wurde verletzt, kein Uniformierter der DDR verlor die Nerven, kein SED-Gepeinigter beglich Privatrechnungen. Dieser Tag durfte nicht befleckt werden und wurde es nicht.

Bald darauf kamen wir nach Hause. Nach Berlin fielen nun im ganzen Land nach und nach die Zäune. Überall fuhren Trabants, deren Insassen kostenlos von begeisterten Zonenrandbewohnern West bewirtet wurden. Welch eine Stimmung! Wie freundlich konnten wildfremde Leute auf einmal miteinander umgehen. **Wir waren wirklich eins, endlich ein Volk, und jeder spürte es!**

Als dann Anfang 1990 die Mauer auch Richtung Osten aufging, spannten wir gleich an und besuchten mein Geburtshaus in Freiberg in Sachsen. 1956 waren meine Eltern mit damals drei Kindern von hier fortgegangen. Ich wußte immer, eines Tages fahren wir mit unseren bunten Wagen und allen Büchern, aber ohne jede Repression dorthin, wo meine Serpentinengeschichte anfing. Als wir in Philippsthal/Vacha die Demarkationslinie passierten und der DDR-Grenzer freundlich grüßte, dachte ich, jetzt müsse die Erde doch ein bißchen erschauern. Aber sie athmete ganz ruhig in der klaren Januarluft.

Mein Vater hatte mir ein Bild des Hauses aus der Zeit meiner Geburt mitgegeben. Es hatte sich – außer der Fernsehantenne – kaum etwas verändert. Ein Gleichnis: Ihr habt viel mehr bewahrt, als wir Westler. Nie wart Ihr so verbogen, wie wir amerikanisiert und entwurzelt waren. Als wir anhielten und ausstiegen, ging gleich ein Fenster auf, und ein Mann fragte, ob

wir eine Panne hätten und Hilfe bräuchten. Als ich sagte, dies sei mein Geburtshaus, rief er gleich „Los, raufkommen", und wir verbrachten bei dieser biederen Lokführerfamilie einen wunderbaren Abend mit bulgarischem Rotwein „mit geografischer Herkunft."

Und natürlich – endlich! – Straßenmusik in der – noch – existierenden DDR. Was für ein Publikum. Im Westen so schwer zum Stehenbleiben, Zuhören zu verführen. Schnell im Vorbeihasten pflichtschuldig ein paar Münzen in den Gitarrenkoffer geworfen und weiter. Als ob was passieren könnte. Dabei passierte dabei ab und an tatsächlich was ... Magisches. Aber hier: Zuhören und Freude daran! Als Schattierung vor dem Buchgeschäft gegenüber schon eine Müllwanne mit alten Beständen – viel Schrott und viel Schönes –, während im Schaufenster bereits die Titel der West-Verlage glänzten.

Und bald die erste Baustelle drüben: Ein kleiner malerischer Ort, Rauenstein, an der bayerischen Grenze. Die Malocher hilfsbereit, die Rektorin der Volksschule, auf die unsere Kinder nun ein paar Wochen gehen werden, freundlich gelassen: „Schulbesuchshefte kenne ich, hatten unsere Zirkuskinder auch zu DDR-Zeiten." In der Schule gibt's Mittagessen und einen Schulgarten, der von den Kindern bewirtschaftet wird. Im Flur riecht's nach Bohnerwachs. Vielleicht war das in DDR-Tagen spießig, jetzt ist's heimelig.

Später Bautzen im Land der Sorben, von denen Du mir zum ersten Mal erzählt hattest. Die Verblüffung über zweisprachige Ortsschilder und über die Zähigkeit, mit der dieses winzige Volk an seiner Sprache und Musik hängt. In der Schule lernen unsere Kinder ein paar Stunden die Woche „Geheimsprache" (Sorbisch). Zu Beginn des Unterrichts stehen die Schüler auf und grüßen den eintretenden Lehrer. Gibt's das noch? Oder lümmeln sich jetzt dort auch gelangweilte Halbstarke in Tiefsack-blue jeans in den halbkaputten Bänken und lassen den hilflos labernden, lehrenden (?) Gutmenschen auflaufen?

Noch später der erste Urlaub an der mecklenburgischen Ostsee-Küste, wo sich „Die nackte Republik" (nach einem im Verlag „Das Magazin" erschienenen Buch) ebenso unverklemmt wie unaufdringlich von der liebenswertesten Seite zeigte. Selige Tage damals. Der Wind war frisch. Jetzt mußte, würde etwas Neues anfangen. Nach all den „Irrungen, Wirrungen" der letzten Jahre seit dem gewonnenen und doch verlorenen Freiheitskrieg von 1813, wenigstens aber nach dem Treffen der Freien deutschen Jugendbewegung auf dem Hohen Meißner 1913 waren wir endlich zu Hause angekommen. Wie klein schienen alle Schwierigkeiten. Wir hatten uns, aber nichts gegen irgend jemanden. Wirkliche Freunde hatten sich offenbart, was scherten uns noch die verordneten! Wir waren frei! Nie mehr würden wir uns binden, knechten, ins Bockshorn oder gegeneinander aufhetzen lassen! Da dieses Wunder möglich war, war alles möglich. Alles Fruchtbare, denn daß alles Furchtbare möglich war, hatten wir bis zur bitteren Neige erfahren. Der so alte deutsche Traum von der Gemeinschaft der Freien im freien einigen Vaterland, dem Land der Dichter und Denker, wo Poesie und Handwerk, Natur und Arbeit, Gastfreiheit und Selbstbehauptung, Geistesklarheit und Ahnung des Heiligen eine wunderbare Symbiose eingehen würden. „Es gibt eine Idee, die einst den wahren Weltkrieg in Bewegung setzen wird: Daß Gott den Menschen nicht als Konsumenten und Produzenten erschaffen hat. Daß das Lebensmittel nicht Lebenszweck sei. Daß der Magen dem Kopf nicht über den Kopfe wachse. Daß das Leben nicht in der Ausschließlichkeit der Erwerbsinteressen begründet sei. Daß der Mensch in die Zeit gesetzt sei, um Zeit zu haben und nicht mit den Beinen irgendwo eher anzulangen als mit dem Herzen", prophezeite der Wiener Sprachlehrer und Moralist Karl Kraus. Jetzt mußte es wahr werden! Aber weil nur wirklich besessen wird, was wir uns immer wieder neu erobern, sollte dieser 9. November nie vergessen werden. Der 9. November, Nebelmond, wie sein alter, und – da romantisch – typisch deutscher Name lautet, das ist *das* Datum von uns Deutschen. All' unsere Tragik, unser Verlust, unser Suchen und unser letztliches

Geburtshaus von Friedrich Baumack in Freiberg/ Sachsen. 1955 und 1990

und mögliches Glück: Das finden wir am 9. November. Nichts soll vergessen sein, aber am Schluß soll die Freude stehen und die Gewißheit, daß trotz allem ein Wunder realer sein kann als alle „Kunst des Möglichen" angesichts nur scheinbar unverrückbarer Realitäten.

Doch was ist geblieben, lieber Landsmann Stefan? Wir Deutschen sind ärmer als je zuvor, wenn wir auch soviel Geld ausgeben wie nie. Wir haben nicht mal mehr einen Traum. Dieser Traum ist begraben unter einem widerlich zähen Fäkalienhaufen aus Konsumsucht, Zeitnot, Wachstumsdogmen, Seichtheit, Verschuldung, Kapitaldiktatur, Verlogenheit, Ignoranz, Massenspaß und Selbstgefälligkeit. Wir haben alle verloren. Wir sind uns fremder als je zuvor und begehen voller Überdruß mentalen Kollektivselbstmord. Was der Terror der Sowjets nicht geschafft hat, schafft Onkel Sam's süßes Gift. Was weder Streicher noch von Schnitzler geschafft haben, schaffen die „Medien" der sogenannten „westlichen Wertegemeinschaft": Die absolute Verblödung der Menschen(-Massen). In diesem Regime, bemerkt Botho Strauß allzu treffend, müssen Köpfe nicht mehr rollen, sie werden schlicht überflüssig gemacht. Wir verbieten den Mord und bestimmen höchstrichterlich, daß sogenannte Ärzte ein Recht haben, sich mit der Fließbandtötung ungeborener Kinder ein goldene Nase zu verdienen. Wir propagieren die Freiheit der Völker und tun alles, um sie im Zuge der „Angleichung" aufzulösen. Wir sind gegen jeden Angriffskrieg und führen

Friedrich Baunack 1990 mit Gülilah und Saladin als Straßenmusikant in Eisenach

Krieg ohne Kriegserklärung als „humanitäre Aktion mit gewissen Kollateralschäden". Wir sind natürlich auch gegen Volksgruppenkriege und erhöhen durch noch weitere Massenzuwanderung und -einbürgerung den Druck im Pulverfaß. Wir sind für die Gewaltenteilung und haben zugelassen, daß die „demokratischen" Parteien in sich alle Gewalten vereinigen und schamlos mißbrauchen. Wir sind für die Freiheit des Wortes und lassen mehr Leute wegen Meinungsdelikten einlochen als zu Zeiten der untergegangenen DDR. Wir feiern Goethes 250. Geburtstag und ersticken seine Sprache wie in Raserei mit schwachsinnigen Amerikanismen. Wir sind für Umweltschutz und lassen die Planierung der Erde im Zeichen der Globalisierung zu. Wir betreiben die Auflösung aller Dinge, sind moralisch und finanziell bankrott und schauen uns Endzeitszenarien im Fernsehen an. Wir machen aus allem Göttlichen ein Souvenir und beten die Türme des Geldes an. Wir haben aus der Vergangenheit gelernt und überlassen die Straße dem Terror der neuen SA, der ANTIFA. Wir arbeiten die StaSi-Akten auf und erhöhen amtlicherseits den „Verfolgungsdruck" gegenüber Andersdenkenden. Da wir alles dürfen und sollen, was vom Denken und Lauschen abhält, wissen wir bald nichts mehr von uns selbst und betreiben – besoffen von Sendungswahn und getrieben von Leichenberge-Bildern – unsere Selbstauflösung. Nie ging die Titanic so gewinn- und beifallbringend unter.

Wie konnte das geschehen in den letzten zehn Jahren? Fing's damit an, daß nicht dieser 9. November unser Nationalfeiertag wurde, sondern der 3. Oktober, der Tag, an dem 1990 die DDR der BRD beitrat? Der Akt der Bürokraten wog schwerer als die friedliche, großartige Tat des Volkes. Und dieser Akt war schon Verrat an dem, was das Volk in Mitteldeutschland ertrotzt hatte: Eben nicht durfte sich das vereinigte deutsche Volk in freier Selbstbestimmung eine Verfassung geben, sondern wurde die Unterdrückung des einen Teiles in die Korruption des anderen Teiles überführt. Dies war ein Einstieg in den Verrat aller Grundsätze des – trotz aller aus dem Verliererstatus herrührenden Mängel – großartigen Grundgesetzes. Ihr in Mitteldeutschland (und der Osten der Bundesrepublik bleibt die Mitte Deutschlands, so wie der Oberschenkel Oberschenkel bleibt, auch wenn der Verletzte zur Zeit keine Gewalt über den Unterschenkel hat! Auch hier wieder Verrat an einem Teil des Landes, obwohl seit je nur Recht, niemals Rache gelten soll) hattet Eueren Teil geleistet und für die Freiheit gekämpft; wir im Westen haben versagt! Ihr wart bereit, Unannehmlichkeiten, Um- und Aufbrüche auf Euch zu nehmen, die Westdeutschen waren's kaum. „Es gibt keine größeren Feinde der Freiheit als satte Sklaven", notierte einmal Marie von Ebner-Eschenbach. Man war bereit und gewohnt zu zahlen, doch aufstehen war zu unbequem.

Der 9. November als Tag der Freude wird also vergessen, soll vergessen werden. Wir könnten Aufrechte werden. Wir könnten anfangen, die Geschichte wirklich zu erforschen. Doch nur wenn Deutschland fällt, fällt Europa McWorld in den Rachen. Deshalb muß immer mehr und wieder der vorgestrige Tag der Schande dem gestrigen „Freude, schöner Götterfunke" vorgezogen werden. Und wie eifrig sind

9. November

1848: Der radikale Verfassungsfreund und 48er Revolutionär Robert Blum, Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, wird in Wien stand- und widerrechtlich erschossen.
1918: Der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann proklamiert in Berlin die Deutsche Republik. Der deutsche Kaiser Wilhelm II. dankt ab.
1923: Polizei und Militär schlagen in München den Hitler-Putsch („Marsch auf die Feldherrnhalle") nieder.
1930: Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten fordert dazu auf, bei der Volksabstimmung über den deutschen Austritt aus dem Völkerbund mit „Ja" zu stimmen. Der Austritt wird mit 95,1 % der Stimmen gebilligt.
1938: Bei antijüdischen Ausschreitungen in der „Reichskristallnacht" kommen 91 deutsche Juden ums Leben, zahlreiche andere werden mißhandelt und verschleppt, jüdische Wohnhäuser, Geschäfte und Synagogen geplündert und zerstört.
1955: Das Bundesverfassungsgericht entzieht den 75.000 in der Bundesrepublik lebenden Österreichern die durch den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich erlangte deutsche Staatsbürgerschaft.
1956: Die Schriftstellerin Anna Seghers gratuliert im Namen des Schriftstellerverbandes der DDR der „Arbeiter- und Bauernregierung Ungarns" zum Sieg über die „Konterrevolution".
1960: Eine Sondernummer des „Eulenspiegel", einziges Satire-Magazin der DDR, wird in Ost-Berlin wegen eines eigenwilligen Kommentars zur Ärzteflucht aus der DDR beschlagnahmt.
1963: In zahlreichen Orten der BRD wird der „Reichskristallnacht" vor 25 Jahren gedacht.
1965: Werner Pätsch, Mitarbeiter des westdeutschen Verfassungsschutzes, wird wegen Geheimnisverrates zu einer mehrmonatigen Gefängnisstrafe verurteilt. Pätsch hatte an die Öffentlichkeit getragen, daß der Verfassungsschutz seit 1956 rechtswidrig über alliierte Dienststellen Post- und Fernsprechüberwachungen gegen nicht unter Spionageverdacht stehende Personen durchführte.
1967: Der britische, mit einem „Oscar" ausgezeichnete Weltkrieg II-Kinofilm „Das dreckige Dutzend", in dem gewaltverherrlichend reihenweise deutsche Gefangene und Zivilisten massakriert werden, kommt in die bundesdeutschen Kinos.
1972: Die Regierungen der vier Siegermächte veröffentlichen eine gemeinsame Grundsatzerklärung über die Unterstützung der deutschen Staaten BRD und DDR zur Erlangung eigener UN-Mitgliedschaften.
1974: Im Wittlicher Gefängnis stirbt das RAF-Mitglied Holger Meins an den Folgen seines Hungerstreiks aus Protest gegen die Isolationshaft.
1978: Zahlreiche Gedenkfeiern zum 40. Jahrestag der „Reichskristallnacht" in West-Deutschland und -Berlin.
1988: Zum 70. Jahrestag der Novemberrevolution veranstaltet die Nationale Volksarmee im Ost-Teil des eigentlich entmilitarisierten Berlin eine Militärparade. In beiden Teilen Berlins finden Gedenkveranstaltungen zum 50. Jahrestag der „Reichskristallnacht" statt.

1989: Nach einer beiläufigen öffentlichen Erklärung des Ost-Berliner SED-Chefs Günter Schabowski strömen zehntausende DDR-Bürger in den Westteil Berlins, wo sie begeistert empfangen werden. Die bewaffneten Organe der DDR leisten keinen Widerstand, kein Mensch wird durch Gewalt auch nur verletzt: Die Mauer ist gefallen.

„Wir Deutschen sind heute das glücklichste Volk der Erde" (der Regierende Oberbürgermeister von West-Berlin, Walter Momper).

1990: Bundeskanzler Helmut Kohl (CDU) und der sowjetische KP- und Regierungschef Gorbatschow unterzeichnen in Bonn den Vertrag über gute Nachbarschaft, Partnerschaft und Zusammenarbeit.
1991-1998: Bundesweit immer zahl- und umfangreichere Gedenkveranstaltungen zur „Reichskristallnacht".

1999: Zehnter Jahrestag des wunderbaren Mauerfalls. Und ...?

„Es ist November und der Regen
kriecht durch die Kleider auf die Haut;
ich geh' alleine auf den Wegen,
die mir vom Sommer her vertraut.
Wem wohl die kalten Tage nützen,
was gestern lebte, ist heut' taub,
und auf den schmutzig-grauen Pfützen
ertrinkt der Bäume welkes Laub:
Was ist das Ziel
in diesem Spiel,
das der Natur seit je gefiel?"

„Doch aus Verzweiflung wächst das Hoffen,
das uns die Kraft zum Atmen schenkt;
zwar bleiben viele Wünsche offen,
weil irgendwer das Schicksal lenkt.
Solange hier bei uns auf Erden
man einen Hauch von Leben spürt,
sorgt dieses Schicksal für das Werden
und gibt das Glück, wem Glück gebührt:
Das ist das Ziel
in diesem Spiel
das der Natur seit je gefiel."

aus „Was ist das Ziel"
von Doris Nefedov („Alexandra"),
der Stimme Deutschlands,
geboren 1944 im Heydekrug/ Memelland,
mit Mutter und zwei älteren Schwestern
vertrieben, in den sechziger Jahren steile
Karriere als „Schlager"-Sängerin, 1969
tödlich in Norddeutschland verunglückt.

dabei alle die, die immer eifrig ihren Mantel nach dem Winde hängen – und dabei doch nichts begreifen: Der verstorbene Ignatz Bubis habe „sich verdient gemacht um die Verständigung zwischen Juden und Deutschen", sortieren die aus, die gleichzeitig die „Monumentalisierung d(ies)er Schande" (Martin Walser) betreiben. Die Linke, dem diskreten Charme des Großkapitals erlegen, das ebenfalls mit selbstbewußten Nationen nichts anfangen kann, ist mit ihrem Selbsthaß beim Marsch durch die Institutionen an die Fleischtöpfe der Macht und – an ihr eigenes Ende angelangt. Der Schmetterling hat sich als Kohlweißling-Raupe entpuppt.

An ein weiteres erinnert also der 9. November: Der Aufbruch von 1989 ist noch lange nicht abgeschlossen. Nach den Bonzen der realsozialistischen Internationale müssen endlich auch die Büttel der asozialkapitalistischen Supranationale in (bescheidene) Rente geschickt werden, ehe sie es schaffen, das Land endgültig in den „molekularen Bürgerkrieg" (H. M. Enzensberger) zu stürzen.

„Den schleichenden „Mac"-Weltkrieg entscheiden nicht Gewehre, sondern die Kraft unserer Lust, unserer Farben, Worte und Lieder." Gemälde des Frankfurter Künstlers Berthold Huthmacher an der Baunackschen Stromerpfalz (nach einem Gemälde von Eugène Delacroix, doch mit Schwarz-Rot-Gold und Harfe statt Gewehr)

Aber, lieber Stefan, wenn Träume wahr werden können – wie könnte dann Geschichte je zu Ende sein? Die Wasser fließen ewig. Immer geht es weiter. Wir sind soviel reicher, als wir es je unter allen Börsenkursen, Wachstumsraten und Arbeitslosen-Quoten ahnten. Unter all dem Müll und der Asche ist noch Glut, heimelige, wärmende, lebendige Glut. Wir müssen uns nur schenken, was unser ist. Überall im Lande sind Freie, durchdrungen vom Gefühl für Mutter Erde und Vater Land, beseelt von der Ahnung des Heiligen. Hier liest Du eine Schrift, dort hörst Du ein Lied, da siehst Du welche, die aufrecht gehen. Nie war unsere Herausforderung größer. Es geht nicht um die Schaffung neuer Paradiese, die eine weitere Hölle entfesseln, es geht nur um die Entdeckung und Achtung des Lebendigen, um seine Erhaltung und um sein Besingen. Der große Angleicher ist der Tod, nur aus Verschiedenheit springt Leben. Und sei's allein deshalb, müssen wir unser Eigenes wieder erahnen, erspüren, zu Neuem schöpfen!

Den Jahrestag des unglaublichen Mauerfalls, den 9. November feiern wir seit 1990 in der Familie jedes Jahr mit einem Feuerwerk und zeigen den Kindern die Bilder von damals. Jetzt steht die 10. Wiederkehr vor der Tür. Selbst der jetzige Außenminister (wessen? Deutschlands?) Joschka Fischer beklagte vor zwei Jahren: „Niemand tanzt auf den Straßen!" (Hessisch-Niedersächsische Allgemeine vom 5.10.1997) und meinte, daß die Wahl des 3. Oktobers zum Tag der Deutschen Einheit ein Fehler war: „Der richtige Termin für den Nationalfeiertag wäre der 9. November gewesen, als im Jahr 1989 in Berlin die Mauer geöffnet wurde".

Laß uns feiern, Stefan, mit all den anderen Freien im Land. Du hast unsere Wette nicht verloren. Wir haben uns beide getäuscht. Uns trennten Mauern und Meinungen, heute allenfalls Meinungen. Was liegt daran. Wir sind *ein* Volk, wir *sind* ein Volk, was heißt da links, was rechts. Am 9. November soll getanzt, gesungen, gelacht und – gedacht werden. Wir sind schon viel zu lange aus der Übung. Wieviel Schönes haben wir vergessen, verdrängt. Dies unser Tag! Der Weg ist nicht zu Ende. Verloren ist nur, was wir verloren geben. „Einigkeit und Recht und Freiheit" ist keine Phrase, sondern Wirklichkeit, wenn wir sie schaffen. Auf!

Mit herzlichem Gruß
Gertrud und Friedrich Baunack und die Kinder

Nachtrag: Am 9. November 1999 findet unter freiem Himmel an der ehemaligen Grenze eine Freudenkundgebung zum 10jährigen Mauerfall statt. Informationen bei: Annemarie Paulitsch, Pf. 103828, 60108 Frankfurt am Main, Fernruf: 069/95622234, -kopie 95622236, e-Post MiPau @t-online de.

Werner Olles

Grenzüberschreitungen

Ein persönlicher und politischer Rückblick

Als 1979 die erste Ausgabe von *wir selbst – Zeitschrift für nationale Identität* erschien, war ich gerade dabei, meine mehr als zehnjährige Odyssee durch die verschiedensten Organisationsformen der Linken aufzuarbeiten. Zwei Jahre zuvor war ich aus der SPD ausgetreten, hatte mich allerdings nicht, was nahegelegen hätte, der DKP angeschlossen, sondern dem Kommunistischen Bund angenähert. Beim KB hatte mir vor allem sein antifaschistischer Kampf, aber auch seine im Gegensatz zur DKP und anderen K-Gruppen eher undogmatische linksradikale Politik gefallen. Hier machte man mich auch auf ein paar „hochgefährliche rechte" Zeitschriften aufmerksam, darunter auch *wir selbst*. Womit die GenossInnen offensichtlich nicht gerechnet hatten, war der bekannte psychologische Effekt, daß gerade das sogenannte „Böse" und „Dunkle" immer auch etwas Faszinierendes an sich hat. Und so begann ich, neugierig geworden, mir ein paar dieser „nationalrevolutionären" Zeitschriften zu bestellen. Gewiß war da nicht alles nach meinem Geschmack, aber das meiste erschien mir doch sehr vernünftig und alles andere als „rechtsextrem" oder gar „faschistisch". Ganz im Gegensatz zur KB-Propaganda war in diesen Zeitschriften nichts zu lesen, was einer Verherrlichung des NS-Regimes gleichkam – während viele Linksextremisten auch noch die schlimmsten Greueltaten des Stalinismus verharmlosten.

Bei einem Streik unserer Gewerkschaft gelang es mir damals nicht, gegen den Willen der DKP-Leute eine Solidaritätsadresse für die streikenden polnischen Arbeiter durchzusetzen. Der zuständige ÖTV-Boss machte mir klar, er könne auf jene nicht verzichten, und ich kapierte endlich, was von dem ganzen „Internationale Solidarität"-Geschwätz der Linken zu halten war. Mein Austritt aus der Gewerkschaft war zugleich mein politischer Abschied von der Linken. In der Moslemischen Studentenunion, einer Gruppe, die sich an den iranischen Volksmudschahedyn orientierte, fand ich für kurze Zeit eine neue Heimat. Zwar verstanden sie sich auch als links, aber sie lehnten jeden Dogmatismus ab, und an erster Stelle stand eindeutig die Verehrung und Anbetung Gottes. Diese Menschen empfand ich als Wohltat im Vergleich zu den dogmatischen und zugleich gottlosen deutschen Linken. Dennoch war es für mich ein Schock, als ich eines Tages beim Verkauf unserer Zeitung in der Innenstadt von einem jungen Mann mit den Worten „Setz' dich doch lieber für die Befreiung Deutschlands ein!" angesprochen wurde. Daß meine iranischen Freunde für die Befreiung ihres Vaterlandes von der Diktatur Khomeinis und seiner Mullahs eintraten und notfalls auch bereit waren, dafür ihr Leben zu opfern, war mir immer als eine Selbstverständlichkeit erschienen. Aber darüber, daß auch Deutschland besetzt und vor allem geteilt war, hatte ich mir bisher keine Gedanken gemacht.

1981 erschien mein erster Leserbrief in *wir selbst*, durchaus noch im Sinne meiner linksradikalen Sozialisation – unddie Redaktion ermunterte mich zu weiteren Texten. Noch im gleichen Jahr schrieb ich über die Kämpfe an der Frankfurter Startbahn-West. Nach und nach entwickelte sich so eine relativ rege Zusammenarbeit. Als ich dann eines Tages die Redakteure der Zeitschrift kennenlernte, waren auch meine letzten Bedenken verflogen. Es folgte die längst fällige Korrektur eines völlig irrationalen und dogmatischen Standpunktes, der mit der Realität überhaupt nichts, mit Hysterie und Wahn sehr viel zu tun gehabt hatte. Auch ich verstand mich nun als „Nationalrevolutionär".

Zwischenzeitlich zur *Zeitschrift für nationale Identität und internationale Solidarität* erweitert, stellte *wir selbst* wie kaum ein anderes Blatt die Diskussion über die deutsche Wiedervereinigung in den Vordergrund ihrer publizistischen und politischen Arbeit. Ich selbst entwickelte mich während dieser Zeit eher weiter nach rechts. Manchem meiner neuen Freunde von *wir selbst* ging diese Entwicklung wohl etwas zu weit. Umgekehrt konnte ich beispielsweise die Hoffnungen auf einen national-neutralistischen Flügel innerhalb der Friedensbewegung nicht teilen, den man von Lafontaine, Bahr und Teilen der Grün-Alternativen repräsentiert sah. Einem neuen Linkssein, das völlig im Gegensatz stand zu den ursprünglichen links-nationalen Werten (Stichwort Kurt Schumacher), irgendwelche antiimperialistischen oder befreiungsnationalistischen Weihen verleihen zu wollen, betrachtete ich zunehmend mit Argwohn.

Daß ich dennoch von 1984 bis 1990 Redaktionsmitglied der *wir selbst* war und 1998 erneut für die Zeitschrift zu schreiben begann, liegt in erster Linie daran, daß ich ohne die damaligen „Nationalrevolutionäre" mich wohl kaum glaubwürdig und ohne menschliche Substanzverluste von der zerstörerischen Ideologie des linken Irrationalismus hätte trennen können. Daß der soziale und intellektuelle Trümmerhaufen, den die Linke aus mir gemacht hatte, wieder zu einem politisch handlungsfähigen, klar denkenden Menschen wurde, verdanke ich auch jenen „linken Leuten von Rechts".

wir selbst, nunmehr wieder *Zeitschrift für nationale Identität*, hat auch heute, 10 Jahre nach der Neuvereinigung Deutschlands und 20 Jahre nach der Gründung der Zeitschrift, durchaus ihre Berechtigung im politischen Raum. Wenngleich manche Anliegen aus der Anfangszeit nach und nach zu sehr in den Hintergrund getreten sind – so z.B. der Naturschutzgedanke oder Hinweise auf Möglichkeiten alternativen Lebens –, so ist das Blatt als unabhängiges deutschlandpolitisches Magazin, in dem Autoren unterschiedlicher politischer Ausrichtung und Herkunft zu Wort kommen, ein durchaus anregendes, oft genug Widerspruch provozierendes Medium.

...aber darüber, daß auch Deutschland besetzt und vor allem geteilt war, hatte ich mir bisher keine Gedanken gemacht.

Anmerkung der Redaktion: Ein ausführlicher Rückblick auf 20 Jahre ***wir selbst*** *von Herausgeber und Chefredakteur Siegfried Bublies erscheint in der kommenden Ausgabe.*

„... gegen die Plage der bürgerlichen Welt“

Ein Gespräch mit einem Nationalrevolutionär

Dieses Interview entstand im Sommer 1999. Der Interviewpartner Hans P. (Name von der Redaktion geändert) war seit 1978 für eine Reihe von Jahren in Gruppen und Zeitschriftenprojekten, darunter zeitweilig auch der *wir selbst*, aktiv, die sich zu jener Zeit als „nationalrevolutionär“ definierten. Auf diese Bezeichnung bezieht sich Hans P. auch heute, zwei Jahrzehnte später, durchaus noch positiv. Einer politischen Organisation gehört er dagegen seit Ende 1990 nicht mehr an.

Herr P., Sie definieren sich in politischer Hinsicht als „Nationalrevolutionär“. Was hat man darunter zu verstehen – einen Skinhead mit Handgranate oder einen nach Europa verirrten Dritte-Welt-Guerillero ?

Natürlich weder das eine noch das andere. Es gibt vielmehr eine Tradition nationalrevolutionären Denkens und Handelns in unserem Land, die in bestimmten Wellen seit fast zweihundert Jahren immer wieder manifest wurde. Nationalrevolutionär waren – ohne dabei mit diesem Begriff an sich zu operieren – die Freiwilligen der Befreiungskriege gegen Napoleon, die oppositionellen Burschenschafter der Reaktionszeit unter Metternich und nicht wenige der Barrikadenkämpfer des März 1848. Sie alle hatten ein gemeinsames Ziel – den souveränen und einigen deutschen Nationalstaat. Und es sollte ein Nationalstaat sein, in dem die Privilegien einiger weniger Reicher unter der Losung der Brüderlichkeit verschwinden sollten, einer Brüderlichkeit aller Deutschen, die in eine Art von – nun ja, nennen wir es einmal so – Volksgemeinschaft einmünden sollte.

„Rechte“ und „Konservative“ sind keine Nationalrevolutionäre – und umgekehrt!

Das alles erinnert an „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ – klingen hier nicht Ideen und Ideale der Französischen Revolution an, die doch gerade von den Rechten und Konservativen in Deutschland immer angegriffen wurden?

„Rechte“ und „Konservative“ sind keine Nationalrevolutionäre – und umgekehrt! Hier sollte man durchaus scharf unterscheiden. Nationalrevolutionäres Denken liegt zum einen quer zur herkömmlichen politischen Kategorienbildung von „rechts“ und „links“ und ist zum anderen konservativ nur im Hinblick auf seinen höchsten Wert: die Nation, die es gegen alle Gefährdungen zu verteidigen und zu erhalten gilt. Das ist eine klare Absage an alle konservativen Vorstellungen herkömmlicher Art. Im Interesse der Nation kann es geboten sein, die völlige tabula rasa auf politischem, sozialem, kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet herbeizuführen, Spitze der radikalsten Avantgarde zu sein. In diesem Sinne entsprach z.B. die dynamische Ideenwelt der italienischen Futuristen wesentlich eher nationalrevolutionärem Denken als die halb nostalgischen, halb besitzbürgerlichen Ressentiments der klassischen „Rechten“.

G. Severini, Versuch einer Darstellung des Krieges, futuristische Zeichnung aus dem Jahr 1915

Sie hatten eben einige Beispiele für – aus Ihrer Sicht – nationalrevolutionäre Strömungen des 19. Jahrhunderts genannt. Mit der Erwähnung des Futurismus kommen wir jetzt allmählich ins 20. Jahrhundert – wo sehen Sie hier nationalrevolutionäre Anknüpfungspunkte ?

Bleiben wir zunächst einmal in Deutschland. Hier läßt sich eine nationalrevolutionäre Strömung, die sich zumindest in Teilen erstmals auch selbst ausdrücklich so definierte, in der Zeit der Weimarer Republik feststellen. Ich will hier nicht wiederholen, was mittlerweile in zahlreichen einschlägigen Standardwerken nachzulesen ist. Ich nenne, gewissermaßen als Eckpunkte, nur einmal ein paar in diesem Zusammenhang relevante Namen von Personen (z.B.

Ernst Jünger, sein Bruder Friedrich Georg Jünger, Karl Otto Paetel, Ernst Niekisch), von Zeitschriften („Widerstand", „Arminius", „Umsturz" und „Sozialistische Nation") und von Organisationen (Bund „Oberland", „Widerstandskreis", „Gruppe Sozialrevolutionärer Nationalisten"). Bei allen Unterschieden im einzelnen gab es zwischen den Genannten doch einige grundlegende Gemeinsamkeiten. Die wohl wichtigste davon war die Einsicht, daß zwischen den wirtschaftlichen bzw. gesellschaftlichen Interessen des Bürgertums auf der einen Seite und den politischen Interessen der Nation auf der anderen Seite ein unüberbrückbarer Gegensatz bestand. Wollte man diesen Widerspruch zugunsten der Nation auflösen, konnte dies unter den Bedingungen bürgerlicher Herrschaft nur revolutionär und im Bündnis mit anderen antibürgerlichen Kräften – konkret: der sozialistischen Arbeiterbewegung – geschehen. Deshalb auch die damalige Ostorientierung mit ihrer propagierten Anlehnung an die Sowjetunion, deshalb Bündnisversuche mit der KPD, usw.

Ein nationaler Sozialismus oder sozialistischer Nationalismus also – weist dies denn nicht genau in jene Richtung, die von Hitler ab 1933 von Staats wegen vorgegeben wurde und zur Katastrophe für Deutschland und Europa führte?

Leider ja – und zum Glück auch nein! Unbestreitbar gab es vor 1933 Berührungspunkte und zeitweilige Kooperationen zwischen Nationalrevolutionären und der NSDAP, genauso übrigens zwischen NSDAP und KPD oder zwischen KPD und Nationalrevolutionären. Und es gab Angehörige nationalrevolutionärer Gruppen, die zur NSDAP übergingen, dort Funktionen übernahmen. Andererseits warnte Ernst Niekisch bereits vor 1933 in eindringlicher Weise vor Hitler als „deutschem Verhängnis" und es gab nicht wenige Nationalrevolutionäre, die sich in der NS-Zeit im Gefängnis befanden (so Ernst Niekisch selbst), von den Systemschergen umgebracht wurden (Fritz Wolfheim, Harro Schulze-Boysen, Hartmut Plaas) oder wie Karl Otto Paetel emigrieren mußten.

Die Frage zielte weniger auf einzelne biographische Entwicklungen, als vielmehr auf den ideengeschichtlichen Zusammenhang ...

... der sich vordergründig tatsächlich nicht bestreiten läßt. Aber er liegt genau dort, wo der Nationalsozialismus, wenigstens in seiner Frühzeit, ebenfalls antibürgerlich war und quer zum traditionellen Schema von „rechts" und „links" lag. Das war teilweise noch bis Ende der zwanziger Jahre so. 1930 verließen dann zunächst die sozialistischen Kräfte um Otto Strasser die NSDAP, und 1934 liquidierte Hitler alles in der Partei, was noch oppositionelle Tendenzen im antibürgerlichen Sinne aufwies. Das NS-System „befreite" die bürgerliche Gesellschaft von ihren antibürgerlichen Gegnern, aber nicht die deutsche Nation von der Plage der bürgerlichen Gesellschaft, wie es manche seiner mittelbaren und unmittelbaren Wegbereiter einmal erhofft hatten. Und da trennten sich dann die Wege radikal, nicht nur biographisch, sondern auch ideengeschichtlich. An die Stelle antibürgerlicher Rebellen, die in der Frühzeit der NSDAP z.T. durchaus noch Einfluß auf deren Erscheinungsbild hatten, traten nach 1933 einerseits die zu Blockwarten und KZ-Bütteln avancierten widerwärtigen Spießernaturen, die sich in jeder Diktatur eilfertig anzudienen pflegen, und andererseits die ökonomisch nutznießenden feinen Herren der Wirtschaft, etwa im „Freundeskreis Reichsführer SS". Kein Geringerer als Claus von Stauffenberg, die Symbolgestalt des national inspirierten Widerstandes gegen Hitler, formulierte 1944 hierzu: „Die vom Nationalsozialismus vertretenen Ideen sind großenteils richtig gewesen, nach der Machtergreifung jedoch ins Gegenteil verkehrt worden." Das Bürgertum feierte jedenfalls im Nationalsozialismus einen seiner größten und zugleich perversesten Triumphe, sowohl in seiner kleinbürgerlichen wie in seiner großbourgeoisen Variante. Das war das genaue Gegenteil dessen, was in den nationalrevolutionären Zirkeln bis 1933 gewollt und – mehr noch – vorgelebt wurde.

Das NS-System „befreite" die bürgerliche Gesellschaft von ihren antibürgerlichen Gegnern, aber nicht die deutsche Nation von der Plage der bürgerlichen Gesellschaft, wie es manche seiner mittelbaren und unmittelbaren Wegbereiter einmal erhofft hatten.

Ernst Jünger

Was lebte man denn da vor?

Ernst Niekisch, einer der wohl bedeutendsten Köpfe unter den Weimarer Nationalrevolutionären, prägte einmal den Satz, daß wir entweder ein revolutionäres Volk sein werden oder endgültig aufhören werden, ein Volk zu sein. In diesem Satz steckt eigentlich alles drin, was nationalrevolutionäres Leben und Denken, nationalrevolutionäre Haltung ausmacht: eine dynamische Komponente, die – um einen Begriff Ernst Jüngers zu gebrauchen – die ständige „totale Mobilmachung" des Volkes, die ständige Bereitschaft zur Rebellion, die tiefste Verachtung aller bürgerlichen Tugenden und Konventionen erfordert. Deshalb bedeutet „nationalrevolutionär" nicht nur ein bestimmtes politisches Handeln, sondern in gewisser Weise auch eine bestimmte Haltung im Leben, die mit der bestehenden bürgerlichen Gesellschaft, ihren Konventionen und liberalistischen Wertorientierungen vollständig bricht und sich – hier greife ich wieder auf Jünger zurück – an anderen „Gestalten" orientiert, der Gestalt des Arbeiters, der Gestalt des Soldaten und heute

Das Bürgertum feierte im Nationalsozialismus einen seiner größten und zugleich perversesten Triumphe, sowohl in seiner kleinbürgerlichen wie in seiner großbourgeoisen Variante.

der rebellischen Gestalt par excellence, der des „Waldgängers". Das ist nicht unbedingt etwas für Parteiprogramme – die Nationalrevolutionäre vermochten es nie, eine eigene Partei zu formieren –, das ist etwas für's Lebensgefühl, für die ganze persönliche Einstellung zu den Dingen.

Wie kommt man zu einer solchen Haltung ? Und vor allem: Wie vereinbart man sie mit der doch ganz realen, auch beruflichen Existenz in eben dieser bürgerlichen Gesellschaft ?

Es muß schon in einem drin sein, so etwas läuft nicht allein über den Kopf – die rein verkopfte Adaption einer bestimmten politischen oder kulturellen Einstellung wäre nämlich bürgerlicher Rationalismus und somit von Übel. Vielleicht gibt es einen bestimmten Typus, der für Haltungen und Ideen, wie sie im Spektrum der historischen Nationalrevolutionäre kennzeichnend waren, anfällig ist, und wenn man zu diesem Typus gehört, kann man – scherzhaft und etwas überspitzt gesagt – eigentlich nur als avantgardistischer Künstler, als Extrembergsteiger oder eben als nationalrevolutionärer Agitator glücklich werden. Eine Reihe von Biographien nationalrevolutionärer Exponenten der zwanziger und dreißiger Jahre deutet übrigens genau in Richtung dieses Zusammenhangs, die Vorliebe für ein ebenso freies wie „wildes" Leben scheint da immer wieder durch. In jeder „gutbürgerlichen" und geregelten Daseinsform wird man dagegen entweder nur mittelmäßige Ergebnisse hervorbringen oder sich wie ein Tier im Käfig todunglücklich fühlen. Aber da setzt dann noch etwas anderes ein. Otto von Bismarck, den ich sehr verehre...

Warum gerade ihn ?

Nicht zuletzt deshalb, weil er sein ganzes politisches Leben lang die bürgerliche Klasse und deren Machtansprüche gegenüber Volk und Staat im Zaum gehalten hat. Er hat jedenfalls einmal gesagt: „Wir sind nicht auf der Welt, um glücklich zu sein, sondern um unsere Pflicht zu tun." Auch das ist ein Element, das zur nationalrevolutionären Haltung dazugehört: Rebell sein und trotzdem seine Pflicht im Hier und Jetzt tun, warten können, sich das Eingreifen zum rechten Zeitpunkt vorbehalten, in kühler Distanz von dem umgebenden Sumpf. Die mit diesem unter Umständen tragischen „Sowohl-als-auch" verbundene Spannung annehmen und in kreative Energie umwandeln, das ist die Herausforderung des „Waldgängers", die Jünger schon Anfang der fünfziger Jahre beschrieb.

Auch das ist ein Element, das zur nationalrevolutionären Haltung dazugehört: Rebell sein und trotzdem seine Pflicht im Hier und Jetzt tun, warten können, sich das Eingreifen zum rechten Zeitpunkt vorbehalten, in kühler Distanz von dem umgebenden Sumpf.

Ganz konkret: Wie sind Sie persönlich Nationalrevolutionär geworden ?

Ich habe schon angesichts meiner Herkunft nie einen sonderlich positiven Bezug zu den satten und selbstgefälligen „guten Bürgern" gehabt, sondern eigentlich immer nur zu Leuten, für die das Leben ein sehr hartes Kämpfen und Arbeiten war. Vor diesem Sozialisationshintergrund dann mit 17 Teilnahme an einer Demonstration von Schülern in einer kleinen süddeutschen Stadt – wir wollten irgendwie auch Teil der vermeintlich antibürgerlichen Jugendrevolte sein, die zwei, drei Jahre vorher in Berlin und Paris begonnen hatte und sich wie ein Lauffeuer durch ganz Europa ausbreitete. Mit 18 Mitorganisator einer Protestdemonstration von Lehrlingen in einem Dorf im Schwarzwald – ein feister, „gutbürgerlicher" Hotelbesitzer hatte dort seinen Kochlehrling fast krankenhausreif geprügelt. Mit 19 Mitbegründer einer diffus „linksradikalen" Schülerbasisgruppe, im gleichen Jahr Teilnahme an einer „Kampfdemonstration" maoistischer K-Gruppen in München. Was da an Losungen gerufen wurde, z.B. „Für ein vereintes, unabhängiges und sozialistisches Deutschland", aber auch die fabelhafte, fast militärische Disziplin und Organisation, hat mich damals, als junger Mensch, ungeheuer beeindruckt.

Aber was hat das mit den Nationalrevolutionären zu tun ? Die Maoisten und Linksradikalen haben die nationalrevolutionären Gruppen doch immer wieder als „Faschisten" diffamiert und mit allen Mitteln bekämpft.

Die K-Gruppen der siebziger Jahre waren hinsichtlich ihrer inhaltlichen Ausrichtung wie auch ihrer Organisationskultur etwas völlig anderes, als die heutigen Autonomen oder Antifas. Bezugspunkte waren damals „Arbeiterklasse" und „Volk". Die Zeitung des maoistisch orientierten „Kommunistischen Studenten-Verbandes (KSV)" trug z.B., in Anlehnung an ein Mao-Zitat, den Titel „Dem Volke dienen", was bei heutigen Linksradikalen unvorstellbar wäre. „Volk" ist in der heutigen linken Szene zum „Fascho-Wort" mutiert, man gebärdet sich z.T. explizit „antideutsch" und volksfeindlich. In den meisten der damaligen K-Gruppen (KPD/Rote Fahne, KPD/ML, KBW, usw.) wurde dagegen die nationale Frage, die Frage der deutschen Teilung, sehr ernst genommen. Die meisten dieser Gruppen traten für eine Neuvereinigung Deutschlands ein, die gegen die Supermächte USA und UdSSR durchgesetzt werden müsse. Während sich die politische Rechte damals in einem einseitigen und sterilen bürgerlichen Antikommunismus erging, brachten Anfang bis Mitte der siebziger Jahre maoistische Gruppen Tausende von jungen Menschen für ein einiges Deutschland und gegen die Besatzer in Ost und West auf die Straße – ein heute leider fast vergessenes Phänomen. Das hatte dann unter anderem die Konsequenz, daß eine politische Übergangszone entstand, in der immer wieder Enttäuschte z.B. von den „Jungen Nationaldemokraten", zu dieser oder jener K-Gruppe übertraten oder aber umgekehrt in den K-Gruppen mit der nationalen Frage vertraut gemachte Jugendliche den Schritt ins nationalistische Spektrum vollzogen. Ich kenne allein schon persönlich ein bis zwei Dutzend solcher Fälle, es wird damals Hunderte gegeben haben. Und nicht zuletzt in dieser Übergangszone agierten dann erste nationalrevolutionäre Gruppen.

Die K-Gruppen der siebziger Jahre waren hinsichtlich ihrer inhaltlichen Ausrichtung wie auch ihrer Organisationskultur etwas völlig anderes, als die heutigen Autonomen oder Antifas. Bezugspunkte waren damals „Arbeiterklasse" und „Volk".

Dann gehören Sie auch zu denen, die in dieser Übergangszone zum Wechsel fanden?

Gewissermaßen ja. Die ersten NR-Gruppen der Nachkriegszeit waren parallel zur Achtundsechziger-Bewegung entstanden, kleine Zirkel, die meist rasch wieder von der Bildfläche verschwanden. Gegen Ende der siebziger Jahre, als die K-Gruppen aus den verschiedensten Gründen ihren Zenit überschritten hatten, wurden sie jedoch für eine Reihe von Leuten attraktiv, die der oben skizzierten Übergangszone entstammten und politisch heimatlos zu werden drohten. Auch die *wir selbst* ist in dieser Zone der Grenzgänger entstanden, hier liegen ihre allerersten Wurzeln. Die Atmosphäre jener Zeit läßt sich aus der Erinnerung vielleicht am besten mit dem Hinweis auf ein Treffen in Koblenz skizzieren, das im Januar oder Februar 1980 stattfand. Friedlich vereint saßen damals ein örtlicher Kader der gerade in Auflösung befindlichen KPD/Rote Fahne, ein ehemaliges Gründungsmitglied der KPD/ML, die damaligen Redakteure der *wir selbst*, Redaktionsangehörige eines alternativen Koblenzer Stadtblattes, Mitglieder der gerade neu gegründeten Partei der „Grünen", ein Landesvorstandsmitglied der „Jungen Nationaldemokraten" und Vertreter diverser nationalrevolutionärer Gruppen beim Kaffee um einen großen Tisch zusammen und diskutierten miteinander. Es war wie bei den Veranstaltungen bestimmter nationalrevolutionärer Zirkel der Weimarer Zeit, etwa des „Gegner"-Kreises um Harro Schulze-Boysen, bei denen Nationalrevolutionäre, Anarchisten, Lebensreformer und Mitglieder der KPD wie der NSDAP zu gemeinsamem Gespräch fanden.

Worüber wurde denn 1980 in Koblenz gesprochen?

Über Möglichkeiten einer gemeinsamen Strategie, die die nationale Frage in ein übergreifendes politisches Konzept einbringen sollte. Nation, Ökologie, Demokratie, kulturelle Erneuerung und Sozialismus sollten zusammengedacht, gedankliche Tabus und Vorurteile überwunden werden. Das war damals ein hervorragender Ansatz, der auf die Überwindung von Denkbarrieren abzielte und die Einheit in der Vielfalt anstrebte. Viel positive Aufbruchstimmung lag da im Raum, gewiß auch einiges an Utopie und Naivität. Aber eines halte ich für ganz bedeutsam: Ich habe mich in den folgenden fast zwei Jahrzehnten zwar manchesmal über die *wir selbst* geärgert, aber dieser Ansatz, Leute aus verschiedenen politischen Lagern hart in der Sache, aber ohne gegenseitige Diffamierung miteinander diskutieren zu lassen, den habe ich immer geschätzt. Dies zwanzig Jahre lang eisern durchgehalten zu haben, ist das ganz große Verdienst dieser Zeitschrift.

Wie entwickelte sich die nationalrevolutionäre Szene anschließend weiter – heute scheinen alle diese Zirkel doch nicht mehr zu existieren?

Die NR-Gruppen der achtziger Jahre gingen sicherlich zu einem erheblichen Teil – wie die maoistischen K-Gruppen der Siebziger – an einer Verkennung von Realitäten zugrunde, die zu sektiererischen Eskapaden und Selbstüberschätzung geführt hatte. Der lange Atem fehlte, ebenso die Fähigkeit, die Dinge erste einmal reif werden zu lassen, Leute wurden überfordert, die Gefahr des „Verheizens" war ständig vorhanden. Das hält man, wenn man jung ist, ein paar Jahre durch, dann kippen die Leute nach und nach weg. Aber andererseits: ganze „Bataillone" von Journalisten, Staatsschützern und linken Antifa-Spezialisten schossen sich auf die zahlenmäßig sehr kleinen Zirkel ein, die Angst, daß dieses Ideengut durchdringen und z.B. größere Teile der damaligen Ökologie- und Friedensbewegung beeinflussen könnte, war enorm. Über nationalrevolutionäre Zirkel von knapp zweistelliger Mitgliederzahl, die vierteljährlich Zeitschriften mit Auflagen von zum Teil nur 300 oder 500 Exemplaren herausgaben, berichteten nicht allein kontinuierlich sämtliche Blätter der linken und antifaschistischen Szene, sondern sogar Publikationen wie z.B. der „Stern" und die „Zeit". Und einschlägige Buchveröffentlichungen, von Antifa-Pamphleten bis zu politikwissenschaftlichen Projektstudien, füllten rasch fast ein ganzes Regalfach.

Was war nach Ihrer Meinung der Grund für diese wenig freundliche, aber nachhaltige Aufmerksamkeit im publizistischen und im wissenschaftlichen Bereich?

Wir müssen irgendwie – ganz salopp gesagt – „die Nase im Wind" gehabt haben. Wir griffen damals oft schon Themen auf, deren Brisanz z.T. erst Jahre später in ihrer ganzen Dimension offenbar wurde. Die Internationalisierung des Kapitals, heute als Globalisierung" terminologisch fixiert, die Auswirkungen dieses Prozesses auf die Lage der Arbeiter in den Industrieländern, speziell in Deutschland, die Interessenlage der Bourgeoisie, die international und nicht mehr national ausgerichtet ist – kurzum, der ganze Zusammenhang von nationaler Selbstbehauptung, Kapitalinteressen und drohenden sozialen Verwerfungen – war ein zentrales Thema. Hätten wir damit Breitenwirkung erzielt, etwa bei den sich gerade formierenden „Grünen" oder gar in den Gewerkschaften – hier wie dort stellten wir auf Orts- und Kreisebene zeitweilig einige sehr rührige Funktionsträger –, hätten wir Klimaveränderungen erzeugen können, die in jeder Hinsicht konträr zu den Zielrichtungen der offiziellen Politik gewesen wären. Deshalb mußte man alles daran setzen, uns zu isolieren, einen „cordon sanitaire" um uns aufzubauen. Dies gelang am besten dadurch, daß man uns zu „neonazistischen" Parias abstempelte und quasi jedem Linken und Alternativen verbot, mit uns, den Vertretern einer anscheinend besonders gefährlichen Variante des „Faschismus", überhaupt nur zu sprechen. Rückblickend muß ich leider sagen, daß diese Gegenstrategie zu unseren Bemühungen höchst erfolgreich war.

Ich habe mich in den folgenden fast zwei Jahrzehnten zwar manchesmal über wir selbst geärgert, aber diesen Ansatz, Leute aus verschiedenen politischen Lagern hart in der Sache, aber ohne gegenseitige Diffamierung miteinander diskutieren zu lassen, den habe ich immer geschätzt. Dies zwanzig Jahre lang eisern durchgehalten zu haben, ist das ganz große Verdienst dieser Zeitschrift.

Wir griffen damals oft schon Themen auf, deren Brisanz z.T. erst Jahre später in ihrer ganzen Dimension offenbar wurde.

Das Aufgreifen der nationalen Frage war bei den nationalrevolutionären Zirkeln gerade nicht auf die Frage einer staatlichen Vereinigung von BRD und DDR verengt. Vielmehr ging es immer auch um die Wahrung der nationalen Identität und der nationalen Souveränität angesichts der vom internationalen Kapital forcierten Globalisierung.

Nationalrevolutionär zu sein ist keine statische, sondern eine dynamische und zugleich prinzipielle Haltung.

Die Rekonstruktion der Nation, die ja übrigens kein rein deutsches Problem ist, sondern sich angesichts des Globalisierungsmolochs allen Völkern als Aufgabe stellt, erfordert eine Vision, die alle Lebensbereiche ergreift und auch zu einer neuen Prägung des Alltagslebens, des Denkens, des Seins führen muß.

Wie haben die NR-Zirkel der achtziger Jahre auf das Wendejahr 1989 reagiert?

Leider fast überhaupt nicht, denn da gab es sie eigentlich schon nicht mehr. Zeitschriften wie „Neue Zeit" oder „Aufbruch" waren kurz vorher eingestellt worden, Zirkel wie die „Politische Offensive" oder „Sache des Volkes" kurz vorher eingeschlafen. Von der „NR-Szene" übriggeblieben waren im Herbst 1989 nur noch einige winzige örtliche Basisgruppen, etwa in München und Kassel und eben die *wir selbst*, die man um diese Zeit aber schon längst nicht mehr als Zeitschrift ansehen konnte, die ausschließlich nationalrevolutionärem Gedankengut verpflichtet war. Es gab noch Versuche einiger nationalrevolutionärer Akteure, bei den damals im Aufwind befindlichen und ideologisch noch relativ offenen „Republikanern" Einfluß zu nehmen, die aber in den dann dort bald ausbrechenden innerparteilichen Wirren ebenfalls scheiterten. Somit erlebten die meisten von uns die Wendejahre 1989/90 weitgehend als Zaungäste vor dem Fernsehschirm und nicht mehr als Kader nationalrevolutionärer Aktivistengruppen.

Wie haben Sie die damaligen Ereignisse empfunden? Konnten Sie die nationale Frage in Deutschland angesichts des Mauerfalls als gelöst betrachten?

Nein, absolut nicht! Das Aufgreifen der nationalen Frage war bei den nationalrevolutionären Zirkeln gerade nicht auf die Frage einer staatlichen Vereinigung von BRD und DDR verengt. Vielmehr ging es immer auch um die Wahrung der nationalen Identität und der nationalen Souveränität angesichts der vom internationalen Kapital forcierten Globalisierung. Mauerfall und deutsche Vereinigung waren Ereignisse, die wir immer ersehnt hatten, auch wenn in den Wendejahren die Chance eines radikalen Neubeginns in Ost *und* West verhindert wurde. Wir hatten eher auf eine Neuvereinigung als auf einen Anschluß der DDR an die Alt-BRD gesetzt. Aber die nationale Frage als Frage von Identität und Souveränität der Nation stellt sich in der heutigen Groß-BRD angesichts des weiter fortgeschrittenen Globalisierungsprozesses sogar eher noch wesentlich drängender und existentieller, als im geteilten Deutschland vor 1989/90.

Die nationalrevolutionären Organisationsansätze früherer Jahre sind gescheitert, und etwas Vergleichbares zeichnet sich – jedenfalls zur Zeit – kaum ab. Dennoch halten Sie für sich persönlich an dem Begriff „nationalrevolutionär" fest. Was bedeutet er heute für Sie?

Zunächst einmal bedeutet er für mich „!?!": ein Ausrufezeichen, ein Fragezeichen und dann wieder ein Ausrufezeichen. Nationalrevolutionär zu sein ist keine statische, sondern eine dynamische und zugleich prinzipielle Haltung. Deshalb steht das erste Ausrufezeichen für das grundsätzliche Festhalten an den gegebenen Begriff, seiner ideengeschichtlichen Tradition und seinen historisch gewachsenen Konnotationen. Das folgende Fragezeichen verweist darauf, daß die hieraus zu ziehenden Konsequenzen in jeder historischen Situation in adäquater Weise immer wieder neu zu definieren sind. Das zweite Ausrufezeichen schließlich steht für das Fortschreiten auf der danach neu gefundenen Handlungsebene – der Begriff und sein Gehalt sind nun in die neue Realität transformiert und können ihre Wirkmächtigkeit jetzt auch unter veränderten Bedingungen, in einem unter Umständen völlig anders gearteten Umfeld, entfalten.

Nationalrevolutionäre scheinen ja ein wahres Faible für verbale Abstraktionen zu haben – wie weit ist denn ihre „adäquate Neudefinition von Konsequenzen zur Transformation von Begriff und Gehalt" nun gediehen? Was heißt „nationalrevolutionär" im nächsten Jahrhundert ?

Es heißt zunächst einmal, auch weiterhin von der Nation als wirkmächtiger Größe auszugehen, von einem historischen Faktum, das als Schicksals-, Sprach-, Kultur- und damit Identitätsgemeinschaft im besten Falle Vaterland und Mutterland zugleich ist und politischen Handlungs- wie kulturellen Orientierungsrahmen bieten kann. Es heißt weiterhin, sich von einem verengten Begriff des politischen Handelns zu verabschieden, der auf formale Rahmenbedingungen – Parteien, Parlamente, Regierungen – fixiert ist und stattdessen einen ganzheitlichen Ansatz zu entwickeln, der einem ganzheitlichen Begriff von Nation – wie eben skizziert – entspricht.

Was würde das konkret bedeuten?

Die Sphäre des Politischen mehrdimensional zu erweitern oder – besser noch – zu überwinden im Sinne eines größeren Projektes. Das heißt, daß das Politische einzubringen ist in ein identitätsstiftendes und mobilisierendes Projekt, das weniger form-, als vielmehr inhaltsbezogen orientiert ist und die künstlichen Grenzen zwischen Politik, Kultur, Alltag, Wissenschaft und Weltanschauung aufhebt. Ein solches Projekt, zentriert um den Begriff der nationalen Identität, wäre meines Erachtens der einzige Ansatz, der der real existierenden und überall spürbaren Totalität der Globalisierung entgegengesetzt werden könnte. Die Rekonstruktion der Nation, die ja übrigens kein rein deutsches Problem ist, sondern sich angesichts des Globalisierungsmolochs allen Völkern als Aufgabe stellt, erfordert eine Vision, die alle Lebensbereiche ergreift und auch zu einer neuen Prägung des Alltagslebens, des Denkens, des Seins führen muß. Um 1930 waren übrigens die besten Köpfe der damaligen nationalrevolutionären Strömung schon so weit, daß sie die Notwendigkeit eines solchen Projektes, das weit über das vordergründig Politische hinauszugehen hat, erkannten. Ernst Jünger ist das beste Beispiel dafür, sein Schaffen ab etwa 1929 weist genau in die Richtung einer solchen übergreifenden, „transpolitischen" Vision. Hier gibt es manches, worauf

A. Paul Weber, Die Mauer, 1962

bei einem künftigen Projekt im eben skizzierten Sinne zurückzugreifen wäre.

Einem Projekt gegen die Globalisierung?

Gegen die Globalisierung, ja. Aber die Globalisierung ist nur das fortgeschrittenste Ergebnis bürgerlichen Denkens, eines Denkens, das Gemeinschaften atomisiert, Identität raubt und alle Lebensbereiche der eindimensionalen Rationalität ökonomischer Kategorien unterwirft. Der Bürger – weniger als Angehöriger einer „Klasse" im traditionell marxistischen Sinne, sondern eher als „Gestalt" und als Träger einer bestimmten Form des Denkens verstanden – ist Motor und Profiteur der Globalisierung. Letztlich geht es um ein Projekt gegen den Bourgeois, gegen die Plage der bürgerlichen Welt. Das ist der eigentliche Kern dessen – um auf Ihre Frage von vorhin zurückzukommen – was „nationalrevolutionär" sein auch im nächsten Jahrhundert bedeutet

Inwieweit sind solche Vorstellungen realitätstauglich?

Realitäten und damit die Handlungsrahmen für politisches und metapolitisches Agieren ändern sich laufend, wer hätte vor 15 Jahren ein Bild der Welt, so wie sie sich heute darstellt, erwartet? Aber das ist banal. Es geht zunächst um ein bestimmtes, vielleicht über längere Zeit absolut minoritäres Bewußtsein, es geht um Haltungen und es geht um Ideen. Aber auch Haltungen und Ideen sind durchaus Teil der Realität. Die Frage nach dem vordergründig Greifbaren, etwa nach Strategien und Strukturen, ist demgegenüber zweitrangig. Ich warne sogar: Wer zu früh nach Strategien und Strukturen fragt, versäumt es unter Umständen sträflich, die Idee überhaupt so weit reifen zu lassen, daß sie sich materiell in adäquater Form manifestieren kann.

Welchen Stellenwert messen Sie vor dem Hintergrund dieser Perspektive einer Zeitschrift wie der wir selbst *zu – ist sie nach Ihrem Verständnis eine „nationalrevolutionäre" Zeitschrift?*

wir selbst war in ihrer Anfangszeit eine explizit nationalrevolutionäre Publikation. Sie ist es schon lange nicht mehr, weil sich ihr Selbstverständnis und ihre selbstgewählte Funktion verändert haben. Aber das ist beileibe kein Vorwurf. *wir selbst* hat sich zu einem wichtigen Forum für Nonkonformisten entwickelt, in der unabhängige Köpfe aus verschiedenen Lagern unvoreingenommen und tabufrei miteinander diskutieren und Ideen austauschen können. Und sie hat dabei nationalrevolutionären Stimmen mit all ihrer oft unbequemen Radikalität stets Raum geboten. Lassen Sie es mich in einem bildlichen Vergleich ausdrücken: *wir selbst* ist ein fruchtbringender Baum, dessen Krone sich im Spektrum der Ideen inzwischen vielfältig verzweigt hat, dessen nationalrevolutionäre Wurzeln aber nie verleugnet wurden. Ich hoffe, daß dies auch in den nächsten zwanzig Jahren so bleibt.

Letztlich geht es um ein Projekt gegen den Bourgeois, gegen die Plage der bürgerlichen Welt.

wir selbst *hat sich zu einem wichtigen Forum für Nonkonformisten entwickelt, in der unabhängige Köpfe aus verschiedenen Lagern unvoreingenommen und tabufrei miteinander diskutieren und Ideen austauschen können.*

Ethnopluralismus und Regionalismus

BdV ehrt Präsident Meri

Der estnische Präsident Lennart Meri wurde am 5. September anläßlich des 50. „Tages der Heimat" in Stuttgart mit der Ehrenplakette des Bundes der Vertriebenen (BdV) für Verdienste um das Selbstbestimmungsrecht ausgezeichnet. Der 1929 in Reval (Tallinn) geborene Präsident, der 1941 mit seiner Familie selbst nach Sibirien verschleppt worden war, ist ein engagierter Verfechter des Rechts auf Heimat und Fürsprecher eines antizentralistischen Europas.

Kärnten/ Österreich

Der *Kärntner Heimatdienst* ist jetzt auch im Internet zu finden unter: http:\\www.khd.at.

Nachrichten sind mit der elektronischen Post (e-mail) zu senden an office@khd.at.

Sorben

Am 31. März ist in Sachsen das „Gesetz über die Rechte der Sorben im Freistaat Sachsen" von Ministerpräsident Kurt Biedenkopf unterzeichnet worden und somit in Kraft getreten. Dieses Gesetz sichert den Schutz, die Pflege und die Entwicklung der sorbischen Sprache, Kultur und Tradition sowie deren Recht auf ethnische Identität. Der zweisprachige Gesetzestext geht als Rahmengesetz, das z.B. die Definition der sorbischen Volkszugehörigkeit und die Bestimmung des sorbischen Siedlungsgebietes konkretisiert, über die Grundsätze der sächsischen Staatsverfassung und über bisher getroffene Einzelbestimmungen weit hinaus.

Bayern

Die vom Förderverein Bairische Sprache und Dialekte gestartete Unterschriftenaktion, mittels derer der bayerische Landtag animiert werden soll, sich für die Aufnahme des Bairischen in die Europäische Charta für Regionalsprachen einzusetzen, findet großen Anklang. Mittlerweile haben rund 100000 Bürger ihre Unterschrift abgegeben. Auch Ministerpräsident Edmund Stoiber signalisierte Bereitschaft, die Forderung des Sprachenvereins zu unterstützen.

Oberschlesien

Mitte Mai fanden in fast 100 Oppelner Mittelschulen Reifeprüfungen statt, dabei sind mehr als 200 Schüler zur Deutschprüfung angetreten. Deutsch hat überall dort Konjunktur in Oberschlesien, wo es Klassen mit erweitertem Deutschunterricht bzw. zweisprachige Klassen gibt.

Rumäniendeutsche

Die Deutschen Rumäniens müssen dieses Jahr mit einer Kürzung der Hilfen durch die BRD rechnen. Waren es 1998 noch Hilfen im Wert von insgesamt 7,8 Millionen Mark gewesen, so sind für 1999 nur noch 5,2 Millionen Mark vorgesehen.

Interkulturelle Begegnung im Ostseeraum

Die Musik Estlands und seiner Nachbarn bildete den Schwerpunkt des sechsten Musikfestivals auf der Insel Usedom vom 11. bis 25. September 1999. Studenten der Universitäten Reval und Rostock stellten estnische, lettische und litauische sowie russische und skandinavische Werke vor. Auch Schöpfungen aus Ostpreußen und deutsche Klassiker wie Wagner oder Schumann standen auf dem Programm.

Regionale Eßkultur

Die globale „Schnell-Imbiß-Bewegung" hat Gegenwind bekommen. Widerstand formiert sich. Dem Vorsitzenden des „Slow-Food-Vereins" in Deutschland, Helmut Loicht, sind „Hamburger" ein Graus, den Döner um die Ecke verabscheut er, und über die 20-Minuten-Pizza aus der Tiefkühltruhe läßt sich der 58jährige schon gar nicht mehr aus. Der Verein stemmt sich gegen alles, was in wenigen Minuten als „Fast Food" hinuntergeschlungen werden kann. Die „Slow-Food-Initiative tauchte erstmals 1986 in Italien als Gegenbewegung zur Schnellimbiß-Halle auf.

Mittlerweile setzen sich auch in Spanien, Frankreich, der Schweiz, Österreich und Deutschland die „Langsam-Esser" für den Erhalt des Genusses beim Essen und Trinken ein. Darüber hinaus soll bei den Mitgliedern auch das Bewußtsein für eine harmonische Beziehung zwischen Mensch und Natur geschärft werden. „Deshalb unterstützen wir auch die Verbreitung heimischer Erzeugnisse aus ökologisch sinnvoller Produktion", erklärt Loicht. Ein bäuerlicher Markt wäre eine herausragende Chance, die regionalen landwirtschaftlichen Produkte zu präsentieren. Der „Slow-Food-Verein" gliedert sich bundesweit in eine Vielzahl kleinerer Regionen, denen die gewachsenen kulinarischen Landschaften entsprechen. Der Verein legt großen Wert darauf, daß in den einzelnen Ländern und Regionen das auf den Tisch kommt, was dort gerade wächst. „Es geht uns dabei auch um einen wichtigen Teil der Kultur, die mit uns gewachsen ist und die wir unseren Kindern weitergeben", erklärt Loicht.

Weitere Informationen: Slow Food e.V., Hauptstraße 6, 82541 Münsing, Fax: 08177-926065

Polen in der Tschechischen Republik

Die polnische Minderheit in der Tschechischen Republik hat ein „kleines Kosovo" angedroht, falls die Prager Regierung nicht endlich die EU-Minderheitencharta unterzeichnet. Diese sieht u.a. zweisprachige Ortsschilder in mehrheitlich polnisch bewohnten Orten vor. Polen unterstützt diese Forderung, weigert sich aber, gleiche Minderheitenrechte auf dem eigenen Staatsgebiet, z.B. in Schlesien, umzusetzen.

Inuit

Der dänische Staat muß grönländische Eskimos entschädigen, nachdem sie in den 50er-Jahren wegen des Ausbaus einer US-Militärbasis aus ihrer Heimat vertrieben worden warm Dies ist eine ernsthafte Verletzung der Rechte der Inuit gewesen, heißt es in einem entsprechenden Gerichtsurteil. Danach muß die Regierung bis zu umgerechnet 6400 Mark an jeden der 53 Kläger zahlen.

Kurdisch-Sein und Nicht-Sein – Literaturhinweis

„Einblicke in Selbstbilder von Jugendlichen kurdischer Herkunft", erschienen bei NAVEND e.V.: Jugendliche kurdischer Herkunft gelten offiziell

als Einwanderer aus der Türkei, dem Iran, Irak und Syrien, werden jedoch tagtäglich mit Negativklischees über „die Kurden" konfrontiert. Dies erzeugt ein Spannungsfeld, das sich auf die Entwicklung im Jugendalter erschwerend auswirken kann. Mit dieser Studie gibt NAVEND e.V. Einblicke in Selbstbilder Jugendlicher kurdischer Herkunft, die in der Bundesrepublik Deutschland unter z.T. widersprüchlichen kulturellen und sozialen Einflüssen stehen.

Zu bestellen bei NAVEND, Bornheimer Straße 20-22, 53111 Bonn, ISBN 3-933279-05-4

Kurden in Deutschland

Waren es 1998 noch 5000 Kurdinnen und Kurden, die zum Newroz-Fest die Alsterdorfer Sporthalle in Hamburg besuchten, so waren in diesem Jahr acht- bis zehntausend Menschen, die die Halle bis auf den letzten Platz füllten. Und die Stimmung war revolutionärer und leidenschaftlicher als die Male zuvor. Doch kein deutscher Vertreter ließ sich sehen. Auch die deutsche Linke ignorierte die beeindruckende Kundgebung einer großen Volkspartei. Nichts mit „internationaler Solidarität"!

Sahrauis in der Westsahara

Das Volk der Westsahara kämpft seit mehr als zwanzig Jahren um sein Recht auf Unabhängigkeit und Selbstbestimmung. Bis 1975 war das Land im Nordwesten Afrikas spanische Kolonie. Bevor die Spanier auf Druck der sahrauischen Bevölkerung und der UNO ihre Kolonie aufgeben mußten, verkauften sie die Westsahara an Marokko und Mauretanien. Marokkos König erhob Gebietsansprüche – auch wegen der reichen Rohstoffvorkommen. Diese wurden jedoch vom internationalen Gerichtshof in Den Haag 1975 klar zurückgewiesen. Die Befreiungsfront der Sahrauis, die Frente Polisario, organisierte den Widerstand und proklamierte 1976 die Demokratische Arabische Republik Sahara (DARS). Ein großer Teil der Zivilbevölkerung wurde von den Besatzern mit Terror und unter Bombardierungen vertrieben. Seitdem leben etwa 160 000 Sahrauis in Flüchtlingslagern in der algerischen Wüste.

Dort haben sie unter extremsten Bedingungen ein beispielhaftes Bildungs- und Gesundheitswesen aufgebaut und eine eigene Handwerks- und Agrarproduktion begonnen. Zugleich haben sie in den Lagern demokratische Strukturen geschaffen, ein Modell für die zukünftige befreite Sahara.

1979 zog sich Mauretanien aus dem Krieg zurück, worauf Marokko die gesamte DARS annektierte. Die USA, Frankreich, Israel u.a. leisteten dabei massive Rüstungshilfe. Die Bundesregierung verhält sich zwar offiziell neutral, unterstützt aber de facto politisch wie materiell die marokkanische Annexion. Seit 1988 wurde von der OAU ein Referendum über die Selbstbestimmung der Sahrauis gefordert, das seit 1991 von der UNO unterstützt wird

Die DARS wird heute von über 70 Staaten diplomatisch anerkannt und ist Mitglied der Organisation der Afrikanischen Einheit (OAU), was zum Austritt Marokkos führte.

Die Gesellschaft der Freunde des Sahrauischen Volkes (GFSV), e.V.

- verbreitet Informationen über den Westsaharakonflikt,
- unterstützt die Forderung der Sahrauis nach Selbstbestimmung in den Grenzen eines eigenen Staates,
- tritt für die diplomatische Anerkennung der Demokratischen Arabischen Republik Sahara durch die Bundesrepublik ein.

Die GFSV e.V. gibt das viermal im Jahr erscheinende Sahara-Info mit aktuellen Nachrichten über den Westsaharakonflikt und andere Publikationen heraus. Sie führt Informationsveranstaltungen und Ausstellungen durch und organisiert langfristige Hilfsprojekte und Unterstützung für die sahrauischen Flüchtlingslager. Die GFSV e.V. arbeitet dabei eng mit internationalen Hilfsorganisationen (medico, terre des hommes) und der Vertretung der Frente Polisario in Europa zusammen.

Gesellschaft der Freunde des Sahrauischen Volkes (GFSV) e.V., Christoph Steinbrink, Paganinistraße 9, 81247 München, Fax: 089-8110657

Zusammenstellung: ***Hanno Borchert***

Leserbriefe

Zum Leserbrief von Werner Olles bezüglich „...was heißt dann noch Souveränität des Volkes" – Prof. Arno Klönne im Gespräch mit Siegfried Bublies, wir selbst 1-2/99

Keineswegs verkenne ich, daß es nicht nur in Hitler-Deutschland staatlich betriebenen Massenmord gab. Nur: Das ändert nichts daran, daß wir – in Deutschland lebend – in besonderer Weise uns mit den besonderen Ausformungen und Gründen mörderischer Politik in der deutschen Vergangenheit auseinanderzusetzen haben, so vor allem den Ursachen für die rassenpolitische und administrativ-wissenschaftliche Ausprägung der NS-Staatsverbrechen. Der Verweis auf das Böse in der Menschheitsgeschichte klärt da nichts.

Um Mißverständnisse zu vermeiden: Ich halte nichts davon, ein friedliches Zusammenleben von unterschiedlichen Ethnien herbeibomben zu wollen – abgesehen davon, daß es sich bei solchen Unternehmungen in aller Regel um Kriege handelt, die ganz anderen Zwecken dienen als den vorgeschobenen. Wo immer ich es konnte, bin ich gegen den NATO-Krieg ums Kosovo aufgetreten. Er war meines Erachtens ein Akt staatlicher Kriminalität.

Arno Klönne

Zu „Das Große Schweigen oder Die Unfähigkeit zu trauern" von Gerhard Schwarz in wir selbst 1-2/99

Zwar nicht ein Denkmal entsprechend dem Holocaust-Denkmal ist in Berlin geplant, aber doch eine zentrale Informations-, Dokumentations-, Archiv- und Begegnungsstätte, ein „Zentrum gegen Vertreibungen". Die Vertreibungsaktionen als solche sollen ebenso dargestellt werden wie Kultur und Geschichte der 15 Mio. deutschen Vertriebenen. Zugleich soll das Zentrum Ort menschlicher Begegnung und Versöhnung zwischen den Völkern sein.

Claudia Wollner

Zu wir selbst 1-2/1999 allgemein

Ihr Schwerpunktheft mit dem Thema „Vertreibung" hat mich stark beeindruckt. Die Gegenüberstellung des Kosovodramas mit den Vertreibungen vor 55 Jahren war sehr eindrucksvoll und paßte unbedingt in die heutige Zeit.

Arno Surminski

Zu wir selbst 1-2/99, S. 53 ff.

Sie haben über donauschwäbische Kinderschicksale in Jugoslawien Interviews veröffentlicht, wobei die Kenntnis des geschichtlichen Ursprungs der Donauschwaben im alten Österreich-Ungarn und die 1918 aufgezwungene Aufteilung auf Nachfolgestaaten vorausgesetzt wird.

Hierbei haben Sie sinnvollerweise die neuesten übergreifenden Forschungen über den Völkermord kurz erwähnt. Da sie in ihrer prinzipiellen Bedeutung nicht nur für die Deutschen aus Jugoslawien stehen, sondern von allen zur Kenntnis genommen werden sollten – Vertreibung und Völkermord gehen alle Deutschen an –, nenne ich hier die Daten der vierbändigen Dokumentationsreihe mit über 4000 Seiten sowie des zusätzlichen Taschenbuches:

• Leidensweg der Deutschen im kommunistischen Jugoslawien
Bd.I: Ortsberichte. ISBN3-926276-13-4
Band II: Erlebnisberichte.
ISBN 3-926276-17-7
Band III: Erschießungen – Vernichtungslager – Kinderschicksale.
ISBN 3-926276-21-5
Band IV: Menschenverluste – Namen – Zahlen. ISBN 3-926276-22-3
• Verbrechen an den Deutschen in Jugoslawien 1944-1948. Die Stationen eines Völkermords. ISBN 3-926276-32-0.
Beide im Verlag der Donauschwäbischen Kulturstiftung, 81929 München, Schädlerweg 2, Tel./Fax 089-937793

Sie sollten bei nächster Gelegenheit Geschichtliches über die Donauschwaben bringen, zumal an ihnen durch das vergaunerte Tito-Regime ein vorgeplanter Volksmord, einer der schlimmsten überhaupt, verübt wurde. Es handelt sich bei dieser Volksgruppe um den jüngsten deutschen Neustamm, der nach Zurückdrängung der aggressiven islamischen Türken unter Führung des Feldherrn Prinz Eugen vor 300 Jahren im mittleren Donauraum angesiedelt wurde, ihn zur Kornkammer der Monarchie machte und dessen Vermögen der serbische nationalistische Kommunismus zum Aufbau der Kollektivwirtschaft mißbrauchte.

Hans Sonnleitner
Vorsitzender der Donauschwäbischen Kulturstiftung, München

Baldur Springmann zu den Beiträgen von Henning Eichberg

Lieber Henning,

wenn ich Dich nicht gern hätte, hätte ich wohl nur ein unflätiges Schimpfwort gemurmelt und möglichst tief im Mülleimer des Vergessens zu vergraben versucht, was mir da gleich vorne in der letzten *wir selbst* so weh getan hat, als stieße man mir einen Dolch ins Herz. Ja, da kriegst Du 'nen Schrekken, und ein bißchen sollst Du das auch, damit Du auch 'n bißchen darüber nachdenkst, wieso es kommen kann, daß ich mich bei aller Übereinstimmung mit vielen Deiner Darstellungen doch manchmal derart verletzt fühle wie bei Deiner Behauptung gleich zu Beginn des ersten *wir selbst*-Artikels „... geht wieder Krieg von Deutschland aus".

Du lebst ja jetzt im Ausland, wo auch jene Literatur ausländischer Historiker erhältlich ist, die darauf hinweist, daß der Zweite Weltkrieg nicht nur der deutschen Führung anzulasten ist, sondern daß Aktivitäten manch anderer Mächte ebenfalls auf diesen Krieg und auf seine Ausweitung zum Weltkrieg hinzielten.
Also jedenfalls nicht *nur* die deutsche Regierung.
Aber „Deutschland"?

Deutschland, das war 39/41 und bin heute, 1999, auch *ich*, ich Stückchen vom Deutschen Volk. Und weder dieses Stückchen noch das Ganze ging damals oder geht heute auf Krieg aus – und so ist es also schlicht und einfach eine der heute üblichen Geschichtsfälschungen, dieses pauschale „von Deutschland aus".

Was die damalige Zeit angeht, so habe ich ja die „Gnade der frühen Geburt" und weiß also aus eigenem Erleben und eigener Anschauung, wie sehr wir, das Deutsche Volk, uns gegen diesen Krieg gesträubt haben, als wir ihn wie eine dunkle Gewitterwolke am politischen Horizont hochziehen sahen, und wie widerwillig wir uns in das von der Führung als notwendig Erachtete gefügt haben. Es war genau das Gegenteil von den Bildern der blumengeschmückt und singend in den Ersten Weltkrieg ziehenden Soldaten.

Und diesmal? Ja, diesmal wurden viele Deutsche tatsächlich an ihrem Pazifismus irre, und auch ich dachte darüber nach, ob man dem Genozid in unserer Nachbarschaft wirklich tatenlos zusehen dürfe. Aber jene plumpe, feige, von vornherein zum Verfehlen des angeblichen Kriegszieles (genauso wie beim Golfkrieg) verurteilte Massenvernichtungsaktion ging ja nun ganz offensichtlich nicht von „Deutschland", nicht einmal von der amerikahörigen deutschen Regierung aus, die nur gehorsamst ein paar Bömbchen beigesteuert hat.

Bestürzend finde ich also nicht so sehr, daß die nach wie vor Deutschenhaß schürende serbische Propaganda es zu einem „deutschen Krieg" erklärt hat, sondern vielmehr, daß Du Dir solche Mühe gibst, dieses Konstrukt mit allerlei Eichbergschen Theoremen und Argumentationen auszuschmücken. Und deswegen habe ich alles, womit Du ja so reichlich in dieser *wir selbst* vertreten bist, nochmal mit besonderer Aufmerksamkeit dahingehend durchgelesen, wann dieses „Messer in meinem Herzen" sich wieder schmerzhaft bemerkbar machte. Das geschah nun, nicht so ganz selten, an Stellen, die mir vorher, bei nicht so erhöhter Sensibilität, nur ein Achselzucken oder ein Kopfschütteln abgenötigt hatten. Und oft genug fragte ich mich dabei: Wie kann ein so kluger Kopf wie Henning immer wieder einfach pars pro toto setzen?

Zum Beispiel die „westdeutsche Tradition, die Existenz von Volk und Völkern zu negieren" – meinst Du wirklich, der in die BRD abgeschnittene Teil meines Volkes als solcher hat so'n Blödsinn ausgeheckt, „Krieg gegen die eigene Vergangenheit zu führen"? Henning! Das weißt Du doch auch, daß das allein von der deutschkritischen bis deutschfeindlichen Heiner-Geissler-Daimler-Chrysler-Fraktion ausgeht, dem Club der Gutmenschen, den 68er Diktatoren der politischen Korrektheit, der „Antifa", den Erfindern des Verfassungspatriotismus, - - - von all diesen Cliquen, aber nicht ein kleinsten Bißchen von *uns selbst*, uns Deutschen, zu denen Du doch auch immer noch gehörst. Oder?

Und wenn die „altkommunistische Rhetorik, die Nato ist der Krieg" ja nun leider recht bekommen hat, so ist das deswegen immer noch nicht ein „deutscher Krieg" und ebensowenig ein Gründungskrieg eines volksfeindlichen Europastaates, sondern – in meinen Augen wenigstens – einzig und allein ein Krieg des amerikanischen Machtinstrumentes namens Nato, auf das wir uns nie hätten einlassen dürfen. Und die wichtigste Lehre aus diesem Krieg, dessen Beendigung ja ein finnischer, ein russischer und ein deutscher Politiker durch Austricksen Amerikas zustande gebracht haben, ist doch die, daß wir Politiker brauchen, die uns geschickt aus dieser Nato-Verstrickung

herauslösen, anstelle solcher, die auf dem Bauch kriechend den amerikanischen Soldatenstiefel lecken.

Henning, in Deiner so schönen Betrachtung über die Toten, die unter uns sind, kommt mal was von den „Gespenstern, die wir uns selbst schaffen in unserer Entfremdung". Sowas von Gespenst spüre ich, wenn Du in „Das gute Volk" das (retrospektive) hypothetische Gegenkonzept zur Moderne, die Ständegesellschaft, „multikulturell" nennst. Mir jedenfalls hat man in der Schule beigebracht, daß es damals nur *eine* Kultur allerorten gab, bei uns also natürlich eine deutsche, und *daneben*, aber eben nicht *darinnen* den schönen Ethnopluralismus im Sinne Lessings und Herders – wenigstens manchmal.

Und da kommst Du wieder mit so 'nem Konstrukt daher und meinst, die „multikulturelle Gesellschaft" – also ein konfliktbeladener Mischmasch von Menschen verschiedenster Herkunft anstelle des schönen friedlichen Nebeneinanders ihre Eigenart wahrender Völker – sei eine „humane Aufgabe ersten Ranges". Und dann setzt Du noch eins drauf und siehst diese „humane Aufgabe" bei den von Dir so geliebten Skandinaviern schon viel besser gelöst als in Deutschland. Was ich bei denen besser gelöst sehe, ist die Vermeidung

von Überfremdung durch sehr viel höhere Hürden gegen Immigration als bei uns, durch geringere Verwöhnung der Fremden und dadurch einen weitaus geringeren prozentualen Anteil derselben.

Hier löst sich nun wenigstens ein Teil des Rätsels Henning: So wie Du bei der Beschreibung „rechter" und „linker" Positionen (die für mich allesamt in den Mülleimer der Geschichte gehören) es fertig bringst, für „rechts" (fast) ausschließlich Negativa – nicht von Dir erfundene, sondern tatsächlich vorhandene – als charakteristisch eben-

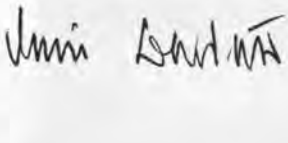
so anzuführen wie umgekehrt für „links" nur Positiva, – so ähnlich hast Du auch eine rosarote Brille auf, wenn Du die Dänen anguckst, und eine rabenschwarze, wenn es um das Deutschtum geht.

Und weil ich das als Entfremdung von dem eigentlichen Henning empfinde, zu dem ich Dich gerne zurückbegleiten würde, bitte ich Dich einfach mal, die Brillengläser ab und an zu vertauschen oder, besser noch, ganz wegzulassen. Weißt Du, wie ich das mache, wenn der Ärger über alle möglichen beschissenen Erscheinungsformen der derzeitigen deutschen Gesellschaft in mir aufsteigen will? Flugs erinnere ich mich dann daran, daß ein Volk als Organismus ja einen Genotyp hat *und* einen ständiger Metamorphose unterworfenen Phänotyp.

Und jetzt kommt's: Bei „Metamorphose" kann ich gar nicht anders als an den Meister dieses Faches zu denken, an den Schmetterling, bei dem das gleiche Genom zeitweise als ekelhaft verfressene Raupe in Erscheinung tritt, zeitweise aber auch als in freiwilliger Klausur meditierende Puppe, bis es schließlich in ganz anderer Gestalt in Erscheinung tritt, wenn das wunderbare Licht- und Luftwesen Schmetterling seine Flügel entfaltet.

Also, Henning, kann uns das doch überhaupt nicht kratzen, daß da heute so viel beschissen Raupenhaftes rings um uns mampft und pampft: Wir wissen doch, wieviel wunderschön Schmetterlinghaftes im Genom unseres deutschen Volkes veranlagt ist! Und da: schon erinnern wir uns an unsere Aufgabe, all dieses Positive zu neuer, zeitgemäßer Erscheinungsform zu erwecken. Im selben Augenblick kommt auch die Erinnerung, daß wir das nur in dem Maße können, wie wir dieses unser „wir selbst", dieses Eigentliche unseres deutschen Volkstums liebhaben. Und daß Liebhaben überhaupt keine Kunst ist, weißt Du ja auch.

In diesem Sinne
mit freundschaftlichem Gruß



Buchbesprechungen

Christian von Ditfurth: Die Mauer steht am Rhein. Kiepenheuer & Witsch Köln, 1999. 256 Seiten, DM 36. ISBN 3-462-02844-8

Einerseits und andererseits. Gedanken zu einer wirklichen Unwirklichkeit.

Was wäre gewesen, wenn...? Mit dieser Frage mühte sich schon mancher Imnachhineindenker herum. Was wäre gewesen, wenn Hitler in die Kunstakademie von Wien aufgenommen worden wäre oder 1937 einem Verkehrsunfall zum Opfer gefallen wäre oder den Krieg gewonnen hätte? Zahlreiche Romane ranken sich um derartige Fragestellungen.

Auch der sogenannten deutschen Wiedervereinigung hat sich nunmehr jemand angenommen – sie habe jedoch unter einem anderem, nämlich dem realsozialistischen Vorzeichen stattgefunden, und nicht die DDR sei der Bundesrepublik angegliedert worden, sondern umgekehrt.

Im allgemeinen ist es zwar müßig, darüber zu spekulieren, was geschehen wäre, wenn... Der Möglichkeiten sind doch allzu viele. In diesem Fall aber lohnt es sich durchaus, ein solches Szenario einmal zu durchdenken. Christian von Ditfurth hat dies in seinem Buch „Die Mauer steht am Rhein" unternommen. „Wie viele Menschen mögen noch in den Isolierungslagern der Demokratischen Republik Deutschland (DRD) sitzen, obwohl die Aprilkrise, der Aufstand von 1993, schon sechs Jahre zurückliegt?", fragt zu Beginn des Buches der in Ich-Form erzählende Journalist, einer der 40.000 deutschen Emigranten allein in Zürich. Über 300.000 Deutsche emigrierten seit der Staatsgründung der DRD in die Schweiz. Der Journalist blickt zurück und erzählt die privaten und politisch-gesellschaftlichen Ereignisse aus seiner Sicht. „Emigration tut weh. Exil ist kein Ersatz für Heimat..."

Was war geschehen? Gorbatschow wird 1988 gestürzt, Militär und Stalinisten übernehmen die Macht. Schuld an der schlechten wirtschaftlichen Lage sei der 2. Weltkrieg. Sie, die Völker der Sowjetunion, müßten heute noch darunter leiden, die Millionen Gefallenen würden beim wirtschaftlichen Aufbau heute noch fehlen, und daran sei die Bundesrepublik Deutschland schuld. Diesen Deutschen gehe es als Weltkriegsverlierern gut und den Siegern schlecht. Dies sei ungerecht, so lassen es die Sowjets die alliierten Verbündeten in den USA, Frankreich und Großbritannien eindringlich wissen, und es gefährde den Weltfrieden. In Geheimverhandlungen bieten die Sowjets eine neue Weltordnung für den ewigen Frieden an: Die BRD wird in ihrem Machtbereich eingegliedert, im Austausch dafür erhält die USA Kuba und den Weltfrieden. Die Massenmedien in den westlichen Ländern unterstützen dieses Angebot, die Amerikaner wollen für die Deutschen nicht den Kopf hinhalten, und in Frankreich und GB erinnert man sich alter antideutscher Ressentiments. So wird die BRD der DDR angegliedert, und es entsteht die „Demokratische Republik Deutschland".

So weit der äußere Ablauf der Geschichte, die im großen und ganzen durchaus spannend und plausibel erzählt wird. Ein kleines „Gschmäckle" bekommt das Ganze allerdings, wenn genau die bundesrepublikanischen Gutmenschen schon wieder diejenigen sind, denen die Sympathie des Lesers gelten soll, weil sie tapfer Widerstand leisten und ins Exil gehen: die Grünen, vereinzelte Sozialdemokraten, die rechtschaffenen linken Liberalen (Baum, Hirsch) und einige sozialdemokratische Christdemokraten (Geissler, Blüm, Süssmuth) – während die bundesrepublikanischen Buhmänner wie Dregger, Lummer, Mayer-Vorfelder, die CSU sich dem neuen totalitären Staat mehr oder weniger anbiedern, ganz nach dem Motto „Wir sind alle

Deutsche" und „Recht und Ordnung wird jetzt endlich durchgesetzt". Wenn die Grünen und Alternativen im Roman gegen die Sowjetunion protestierten: Was würden hierzu wohl die grünen Genossen vom Kommunistischen Bund und ähnlicher Kader meinen, die doch in der Wirklichkeit die realgrüne Partei fest unterwandert haben?

Dagegen begeben sich weite Teile der SPD erstaunlich schnell in die Vereinigung mit den knallroten Sozialisten. „Die Linke, innerhalb und außerhalb der SPD, war fasziniert und verängstigt zugleich". So wird die Situation beschrieben und angedeutet, daß die Linke alle Hoffnung auf eine „Vereinigung der Vorzüge beider Systeme" setzt. Dies wohl in Anlehnung an die Vorgänge weiland zu Grotewohls Zeiten, wie auch sonst immer wieder Parallelen auftauchen zu Ereignissen der DDR-Geschichte. Doch hätte sich die Geschichte tatsächlich wiederholen müssen? Hätte es nicht auch innovative Reformen geben können? Spricht aus dem Verlauf der Handlung plumper Antikommunismus? Jedenfalls weiß der Autor wohl, wovon er spricht, war er doch selbst einige Zeit Mitglied bei der Deutschen Kommunistischen Partei DKP und durch Schulungen bei der SED präpariert. Er kennt die Strategie und Taktik der Partei (und eini-

ges mehr) aus eigener Anschauung. Wenn von Ditfurth die Kommunisten das Blaue vom Himmel herunterlügen und alles mögliche versprechen läßt, nur um die Macht zu gewinnen, und wenn er am Ende des Buches zu dem Schluß kommt „Nach zehn Jahren ist die DRD weitgehend so, wie es die DDR immer war", dann dürfte da auch eine gehörige Portion Desillusionierung mitschwingen.

Doch zurück zur Handlung. Natürlich wird nach der Machtübernahme auch die Wirtschaft umgestellt: Daimler-Benz und BMW werden zum VEB Autobau Süd zusammengefaßt, Bosch und Siemens zum VEB Elektrotechnik Ernst Thälmann, Volkswagen wird umbenannt in Wolfsburg. Letzteres war zwar antifaschistisch gemeint, doch eigentlich inkonsequent. Man denke nur an „Wolfsschanze", um zu wissen, wer mit „Wolf" eigentlich gemeint ist. Mit der Zeit sinkt die Qualität der Erzeugnisse in Richtung bodenlos. Es kommt zu einem wirtschaftlichen Niedergang, schnellwachsender Inflation und Abschaffung der D-Mark. Produkte aus Westeuropa und den USA werden unerschwinglich teuer, Treibstoff nahezu unbezahlbar, und die einzuführenden Rohstoffe kann sich ein VEB fast nicht mehr leisten.

Im Frühjahr 1993 spitzt sich die Krise zu, es kommt zum Aufstand der arbeitenden Massen. Sowjetische Panzer fahren in westdeutschen Städten zur brüderlichen Hilfestellung ein, Aufständische kommen in Isolierungslager. Mit den Volksfeinden wird kurzer Prozeß gemacht, die Krise gemeistert, die Konterrevolution hat verloren, und die gleichgeschaltete Presse jubelt. Gemäß dem Paragraphen „Schutz der Demokratie vor verfassungsfeindlichen Strömungen" kann nun alles und jedes und jeder verfolgt werden (Zur Erinnerung: Wir sind noch im Roman!). Lager werden eingerichtet, die Justiz wird umgekrempelt ohne Protest der Richterschaft, die Gesellschaft wird von einem Spitzelsystem durchdrungen. Grenztruppen halten die „Wacht am Rhein", und auch der westliche Landesteil wird von Stacheldraht, Minen, Selbstschußanlagen und einer Mauer umgeben.

Der Leser mag sich an dieser Stelle fragen, wie wohl sein eigenes Umfeld bei einem derartigen Systemwechsel reagiert hätte. Wieviele würden es tatsächlich ablehnen, als Spitzel zu arbeiten und wären bereit, die Konsequenzen einer solchen Entscheidung zu tragen? „Der schlimmste Hund in diesem Land, das ist und bleibt der Denunziant", reimte bereits vor sehr langen Jahren der Dichter des Deutschlandliedes Hoffmann von Fallersleben. Warum wohl? Würden die Spitzel des Verfassungsschutzes für die neuen Machthaber plötzlich nicht mehr arbeiten? O, Entschuldigung, ich hatte vergessen, daß man Verfassungsschutz und Staatssicherheit nicht vergleichen darf. Schließlich arbeitet der Verfassungsschutz zum Schutz von Freiheit, Recht, Frieden und Demokratie, während die Stasi nur für Freiheit, Recht, Frieden und Demokratie arbeitete. Aber wieviele Stasimannen wurden vom CIA angeheuert, wieviele Gestapo-Leute von KGB, BND und anderen Diensten? Gelernt ist gelernt, das Handwerk bleibt gleich, und die Gesinnung spielt nur zur jeweils gegebenen Zeit eine Rolle.

Angenommen, die Geschichte wäre wirklich so verlaufen, wie von Ditfurth es beschreibt: Wie hätte jeder einzelne von uns auf die neue Situation reagiert? Ja, ich meine schon auch dich und mich. Was wäre aus den Nachbarn und den lieben Kolleginnen und Kollegen im Betrieb geworden? Wie hätten sich die Führungskräfte in den einzelnen Managementebenen verhalten? Hätten sie ihr Verhalten überhaupt wirklich grundlegend ändern müssen?

Was wäre aus den heldenhaft-geschwätzigen Antikommunisten geworden? Widerstand bis zum Tod oder Umschwenken zum Überleben?

Wer hätte da plötzlich das neue Parteiabzeichen stolz am Revers getragen? Wie bitte, die bösen Angepaßten, die Wendehälse? Na, na, aus wievielen Angepaßten besteht denn unser „Volk" heute? Angepaßt an die neueste Mode, an die neuesten Halbenglischdummdeutschausdrücke, an die ja nicht auffallende politische Korrektheitslinie, an das hohle Konsumverhalten... Die Angepaßten an etwas Neues anzupassen, wäre für einen diktatorischen Staat nicht allzu schwer. Eine alte Norm wird durch eine neue ersetzt. Nicht mehr und nicht weniger.

Wenn alles so verlaufen wäre, wie von Ditfurth beschreibt – ob der Autor nach 10 Jahren auch die Freiheit gehabt hätte, solch ein Buch zu schreiben, dann mit dem Inhalt „BRD schluckt DDR"? Ich meine, ja. Wenn er die wirkliche Wirklichkeit in diesem (leider nicht unserem) Land so beschrieben hätte, wie wir sie in den letzten Jahren erleben dürfen, dann hätte er so ein Buch in der DRD schreiben können. Es wäre ein Abschreckungsbuch geworden. Mancher Leser hätte die angeführten Skandale in einem derart korrupten, verschlampten, mafiakulturellen, multikriminellen, oberkapitalistischen Staat übelster Art für unrealistisch und übertrieben gehalten, und möglicherweise wären nicht nur die SED-Herrschenden froh gewesen, nicht in einem solchen Staat leben zu müssen.

Ob auch in jenem Buch diejenigen die Guten gewesen wären, die angesichts dieses realen Staates ins innere Exil emigrierten? Die sich heute in der Wirklichkeit hierzulande nicht mehr zuhause fühlen können?

Welche Art der Wiedervereinigung und welchen Staat hätte eigentlich das Volk gewählt, wenn es freie Wahlen darüber gegeben hätte? Ich meine schon richtige Wahlen mit Vorschlagsrecht und keine Abstimmungen über Parteien. Da man aber weiß, daß richtige Wahlen auch etwas verändern könnten, veranstaltet man lieber keine. Sicher ist sicher. Hier wie dort. Mitbestimmung taugt nur als Gewerkschaftslosung für andere Betriebe und Selbstbestimmungsrecht als Parole von Staatsrechtsgelehrten. Ein „Volkseigener Betrieb Deutschland" bleibt Utopie.

Reinhold Fink

Von der Wacht zum antifaschistischen Schutzwall am Rhein – die Sozialistische Einheitspartei übernimmt das nationale Erbe

Barbara Henniger: Unsere Deutsche Demokratische Republik. Ein Bilderbuch aus dem Jenseits. Rowohlt Berlin Verlag 1998. 104 Seiten, 4-farbig. ISBN 3-87134-336-6, DM 19,80

Aus dem Innenleben einer vergangenen Zeit

Mit treffsicherer, doch gleichzeitig liebevoller Selbstironie zeichnet die Karikaturistin Barbara Henninger anhand (autobiographischer?) Rückblenden Bilder aus dem Alltagsleben der DDR bis zu ihrem Untergang.

Die Autorin, 1938 in Dresden geboren, studierte Architektur an der Dresdener TH und erhielt eine Ausbildung als Journalistin an einer dortigen Tageszeitung. Seit 1967 lebt sie in der Nähe von Berlin und betätigt sich als freischaffende Karikaturistin. Unter anderem ist sie ständige Mitarbeiterin bei dem Satireblatt Eulenspiegel. Arbeiten von ihr waren auch in der Ausstellung „Geteilt – vereint" im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland zu sehen.

Zum Inhalt: Eine Oma kommt spätabends ins mit Spielsachen überfüllte Kinderzimmer. Ob dem Durcheinander wähnt sie sich auf einer Mülldeponie und versteht nicht, wie man sich in so einer Umgebung wohlfühlen kann. Sie wird von den Kindern belehrt, es handele sich hierbei um lauter Sammlungen, von Servietten- bis hin zu Schnürsenkelkollektionen. Da erinnert sich die Oma an ihre eigene Kindheit und fängt an zu erzählen.

So beginnt die erste der zehn Comicgeschichten. In witzigen Bildern schildert sie den Weg der Hauptfigur zu den Jungen Pionieren und den Stolz auf das blaue Halstuch – immer im „Kampf gegen die Kriegsbrandstifter". Die *damaligen* Sammeltätigenkeiten galten beim Kartoffelkäfereinsatz der „Abwehr US-amerikanischer Luftangriffe" oder der „Pflege des kulturellen Erbes" beim Schuheputzen (schließlich handelte es sich um echte Vorkriegsware).

Der Herren-Besuch von der „Firma" zwecks Anwerbung als Spitzel, die 1.-Mai-Paraden, der „deutsche Blick", um sich zu vergewissern, ob eine etwas gewagte Bemerkung auch niemand hören wird, die sozialistischen Wartegemeinschaften (sprich: Warteschlangen), der Kampf um eine Wohnungszuweisung, die erst im Rentenalter erreichbaren West-Reisen – vieles wirkt inzwischen weit weg, beinahe unwirklich. Und dennoch war es 40 Jahre lang Realität.

Manches erinnert auch an die Verhältnisse im Westen in den 50er und 60er Jahren: der rauchende Ofen („mit Air-Condition"), das WC über dem Hof („Ökoklo") und die Waschgelegenheit im Treppenhaus („Erlebnis-Bad"). Ein Grund für überlegenes Grinsen ist all dies dennoch nicht. Wenn nach der Wende manch westlicher Popelheimer auf den Trabi herunterschaute und ihn mit seinem mit Technikschnickschnack vollgepfropften Gefährt verglich: Wieviel hatte der stolze Besitzer wohl persönlich beigetragen zum technischen Standard seines Wagens? Wie lange ist es denn her, daß ich als kleiner Junge unseren damaligen „Westtrabi", den DKW-junior oder DKW F12 mit seinem Zweitaktmotorengeräusch für höchstentwickelte Technik des Weltautomobilbaues hielt?

War in der DDR wirklich alles schlechter als bei uns? Anfang der 90er

Auf West-Reise...

Jahre warb ein ehemaliger DDR-Motorradhersteller damit, daß seine Motorroller so schlecht nicht sein können, da sie immerhin 40 Jahre lang DDR-Straßen ausgehalten haben. So abwegig ist das gar nicht. Vielleicht könnte man dies im übertragenen Sinne sogar auf etliche Landsleute von „drüben" beziehen?

Weder verklärende Ostalgie noch reumütige Selbstverleugnung spricht aus den Geschichten, die Barbara Henniger erzählt. Sondern nach dem Motto „Vorwärts, und nichts vergessen" (Parole auf einem Plakat vom Herbst '89) werden die Dinge augenzwinkernd beim Namen genannt. Diese differenzierende Art der Darstellung läßt auf etwas schließen, war hier- wie drübenzulande leider immer seltener wird: Rückgrat.

Jenseits der ernsten politischen Hintergründe und der real existierenden Widrigkeiten des sozialistischen Alltagslebens bleibt jedoch gerade auch die gekonnte Art der zeichnerischen Darstellung als solche ein Genuß. Solidarisches Schmunzeln ebenso wie herzliches Lachen sind erlaubt.

Reinhold Fink

1.-Mai-Parade

Die Lebenserinnerungen des Gründervaters der grün-ökologischen Bewegung sind durchdrungen von einem tiefen Verbundensein mit der Natur und mit den Menschen, nicht zuletzt von innigem Sich-Anvertrauen an das Göttliche.
2 Bände, 293 bzw. 288 S. zusammen DM 56

Der bedeutendste Nationalismus-Theoretiker der Gegenwart analysiert die Bedeutung des Nationalen in Hinblick auf Identität und Entfremdung, auf Krieg und Frieden, auf den Zusammenhang von Nation und Revolution.
Pb., 242 S. DM 32

Junge Rebellen der Weimarer Republik für Nation und Sozialismus.
343 S. DM 39,80

Als Wissenschaftler, Sträfling und Arzt 10 Jahre in sowjetischer Gefangenschaft.
446 S. DM 38

Aufsatzsammlung der bekannten Regisseurin und DDR-Bürgerrechtlerin zum Thema „Deutsche Einheit".
317 S. DM 16,90

Freya Klier dokumentiert das Schicksal deutscher Frauen, die 1945 in sowjetische Arbeitslager verschleppt wurden. 351 S. DM 16,90

wir selbst-Interviewpartner Ingolf Hermann über Grenzsicherungsmaßnahmen, über Entstehung und Abbau der innerdeutschen Grenze. Zahlreiche Illustrationen,
170 S. DM 27,50

Chronologie der Ereignisse vom 7.10.1989 bis 18.3.1990. Begleitbuch zur gleichnamigen ARD-Fernsehserie.
300 S.,zahlr.Fotos, DM 19,80

Zur Geschichte der innerdeutschen Grenze, die über Jahrzehnte Landschaften, Dörfer und Familie zerschnitten hat. 175 S., DM 68

„Im Tunnel durch die Zone". Radarfallen, Strahlenkanonen, Mitropa-Kaffee: Geschichte und Geschichten.
170 S., 120 Abb., DM 68

Fotografen dokumentieren den Alltag in der DDR, Zeitzeugen schildern ihre Erlebnisse an den Tagen der Wende. 200 S. DM 49,80

Wo die Befreier zu Tätern wurden – die sowjetischen Internierungslager in den ehemaligen KZs.
300 S. DM 38

„So fremd waren wir uns nie" – was die Deutschen zehn Jahre nach der Wende vereint oder trennt.
200 S., 16 Fotos DM 24,80

Der DDR-Alltag wird in all seinen Facetten beleuchtet: Wohnkultur, Arbeitswelt, Konsum, Freizeitgestaltung.
300 S., 100 Abb., DM 29,80

Ein Blick auf den letzten Jahrgang, der durch die DDR-Jugendweihe auf die Zukunft vorbereitet werden sollte.
150 S. DM 24,80

Zeugnisse von aufrechtem Gang, von Widerstand – und von den Aktivitäten der staatlichen Organe der DDR.
253 S. DM 16,90

Hiermit bestelle ich folgende Bücher bzw. noch vorrätige *wir selbst*-Ausgaben:

Anzahl	Titel	Preis

***wir selbst*-Büchermarkt**
Postfach 200 222 · 56001 Koblenz · Fax 06746-730048

Name

Straße, Nr.

PLZ, Ort

Datum, Unterschrift

Der neue Benoist.

Alain de Benoist

Aufstand der Kulturen

Europäisches Manifest für das 21. Jahrhundert

ISBN 3-929886-04-9

240 S., Pb., **DM 34,–**
öS 248,– / SFr 31,50

Zum Autor

Alain de Benoist, geboren 1943 in Saint-Symphorien lebt als Journalist in Paris und gilt als der Begründer und führende Theoretiker der *Nouvelle Droite* (Neuen Rechten) in Frankreich. Er ist Chefredakteur der Zeitschriften *Nouvelle École* und *Krisis* und Autor von über vierzig Büchern.

Zum Buch

„In einem Weltbestseller hat Samuel Huntington vorausgesagt, daß das 21. Jahrhundert einen »Kampf der Kulturen« erleben werde. Das ist eine ausschließlich negative Betrachtung. Wenn die Kulturen gegeneinander kämpfen, dann wird die Globalisierung zum Abschluß kommen. In diesem Buch stelle ich eine andere Sicht der Dinge vor: nicht etwa einen Kampf der Kulturen, sondern ein Bündnis aller starken kollektiven Identitäten, aller Kulturen, die sich nicht damit abfinden, unter der Dampfwalze der Globalisierung zu verschwinden. Ich bin der Ansicht, daß die kulturellen Unterschiede, die Vielfalt der Völker und der Kulturen den eigentlichen Reichtum der Menschheit ausmachen. Doch die Verschiedenheit darf nicht als Mittel benutzt werden, die anderen auszuschließen. Was unsere Verschiedenheit am meisten gefährdet, ist nicht die Verschiedenheit der anderen, ihre Andersheit, sondern, was alle Unterschiede gefährdet. Die weltweite Ausweitung des Gleichen ...

Der Fall der Berliner Mauer hat nicht nur die Wiedervereinigung Deutschlands und Europas gekennzeichnet, sondern auch das Ende des 20. Jahrhunderts und darüber hinaus das Ende der Moderne. ... Wir leben nicht mehr im Zeitalter der Staaten, der Nationen und der Völker. Heute leben wir im Zeitalter der Kontinente, der Gemeinschaften und der Netze. Die Revolution ist zwar nicht mehr möglich, aber die Revolte ist es immer noch. Die Zukunft gehört den Rebellen."

Alain de Benoist

EDITION
JUNGE FREIHEIT
WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK UND KULTUR

Jetzt in Ihrer Buchhandlung oder über den JF-Buchdienst
Hohenzollerndamm 27 a • 10713 Berlin • Fax 0 30/86 49 53 14 • www.jungefreiheit.de

Werben für Schlesien

Brüderstraße 3, 02826 Görlitz
Tel. 03581 / 40 20 21, Fax 40 22 31

Aus unserem aktuellen Angebot:

Video-Trilogie „Flucht und Vertreibung" **89,90 DM**
Dreiteilige Dokumentation von Eva Berthold und Jost von Morr, Spieldauer 60 min.

Video „Schlesien – Brücke in Europa" **49,95 DM**
Das Video zum ZDF-Film

Kleiner Atlas zur deutschen Territorialgeschichte **48,00 DM**

Armbanduhren **39,90 DM**
mit schlesischen und sudetendeutschen Wappen, auch Städtewappen, Quarz, Lederarmband, 1 Jahr Garantie

Fahnen 60 x 90 cm **18,00 DM**
Schlesien und Oberschlesien 90 x 150 cm **35,00 DM**

Handtücher „Schlesien" **20,00 DM**
50 x 100 cm, Baumwolle, gelb mit gesticktem Adler.
Rabatt: 5 Stück zu 90 DM, 10 Stück zu 150 DM.

Servietten 50 Stück **5,00 DM**
weiß, mit Aufschrift „Unsere Heimat heißt Schlesien".
Rabatt: 1000 Stück zu 90 DM.

Anstecknadel **4,50 DM**
goldplated, mit schlesischem Wappen

Wappen-Sticker **7,00 DM**
Schlesien, Oberschlesien, Schlesische Jugend, zum Aufbügeln

Autoaufkleber **2,50 DM**
Schlesien, Oberschlesien, Sudetenland und Wappen von schlesischen Städten
Rabatt: ab 10 2 DM/Stück, ab 100 1,50 DM/Stück

„Eine Welt ohne geistesmächtige Konservative ist öd."

Diesem Ausspruch des Linksintellektuellen Rolf Schneider lassen wir Taten folgen. Gegen die rot-grünen Prätorianer hilft nur eine Dosis Criticón.

Kostenloses Probeabo:

Telefon-Schnelldienst: 0 89/29 98 85
oder Coupon ausschneiden und einsenden:

Name, Vorname

Straße, Haus-Nr.

PLZ, Ort

Datum, Unterschrift

Criticón Verlag, Knöbelstr. 36/0, 80538 München · Fax 0 89/22 97 68

Heinrich Jordis von Lohausen
REITEN FÜR RUSSLAND
Gespräche im Sattel
184 S., Hardcover öS 248,- / DM 34,-
Der für seine geopolitischen Schriften berühmte Autor schildert das Weltbild vieler Wehrmachtsoffiziere am Vormarsch 1942. Fragen nach dem Wesen der verschiedenen Völker, der Zukunft der einzelnen Kulturen in einer immer einheitlicher werdenden Welt etc. werden berührt. Die Offiziere sprechen über die Reichsidee und hoffen, daß Deutschland das Selbstbestimmungsrecht der vom Kreml unterdrückten Völker zu seinem Anliegen macht.

Armin Mohler
DIE KONSERVATIVE REVOLUTION IN DEUTSCHLAND 1918-1932
Ein Handbuch
725 S., kart. öS 364,- / DM 49,80
Neuauflage des wichtigsten Grundlagenwerkes zum Thema. Neben den wichtigsten Organisationen der Bündischen Jugend, der völkischen Bewegung, der Jungkonservativen und des „Soldatischen Nationalismus" der Zwischenkriegszeit werden über 350 Personen in Kurzbiographien mit ausführlicher Bibliographie vorgestellt, darunter Carl Schmitt, Ernst Jünger, Oswald Spengler, Edgar Jung, Ludwig Klages, Hans Zehrer und der Tat-Kreis, Othmar Spann, Hans Freyer, Stefan George u.v.a.m.

Josef Riegler / Hans W. Popp / Hermann Kroll-Schlüter u.a.
DIE BAUERN NICHT DEM WELTMARKT OPFERN!
Lebensqualität durch ein europäisches Agrarmodell
248 S., zahlr. Abb. und Grafiken, brosch. öS 218,- / DM 29,90
Ein Ende der nachhaltigen, auf schonenden Umgang mit Boden, Wasser, Pflanze und Tier ausgerichteten Landwirtschaft würde das Gesicht Europas verändern und die Umweltbilanz gravierend verschlechtern. Auch der steigenden Bedeutung nachwachsender Rohstoffe und erneuerbarer Energie wird bislang zu wenig Rechnung getragen. Argumente für eine andere europäische Agrarpolitik.

Wolfgang Hieber / Wolfgang Dewald (Hg.)
PANKRAZ UND DIE GESTRÄUBTE FEDER
Neue Glossen aus der Lebenswelt von Günter Zehm
197 S., geb. öS 248,- / DM 34,-
Essayistisch in der Form, nicht selten humorvoll und satirisch, dabei aber mit philosophischem Tiefgang, beleuchtet „Pankraz" in seinen Kolumnen alle wichtigen Zeitfragen ohne Rücksicht auf politisch korrekte Tabus. Die besten, auch heute noch aktuellen Essays aus dem „Rheinischen Merkur" sind hier gesammelt.

Erhältlich über:
„BÜCHERQUELLE"
Buchhandlungsgesellschaft m.b.H.
A - 8011 Graz, Hofgasse 5, Pf. 189
Telefon 0316 / 82 16 36 - 12
oder in Ihrer Buchhandlung

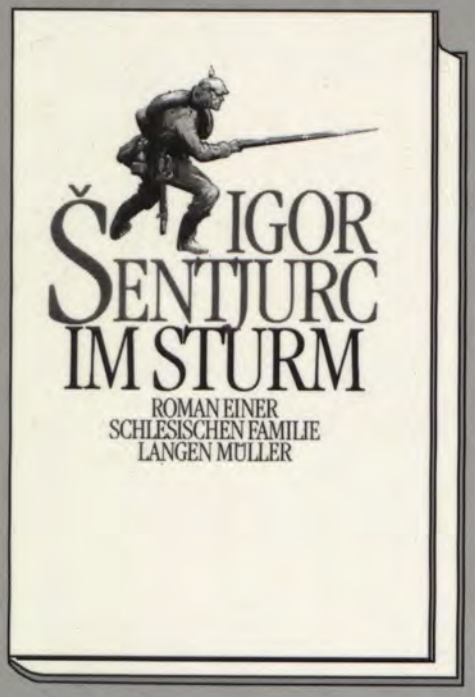
Stocker LV

Leopold Stocker Verlag, Graz – Stuttgart

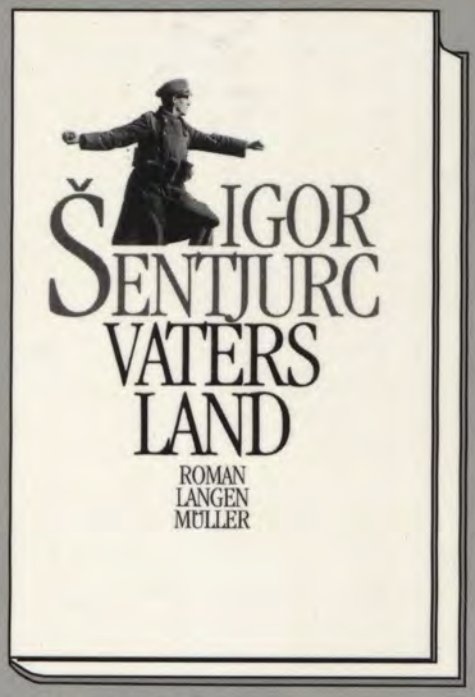
DIE GESCHICHTE - DER SCHLÜSSEL ZUR KATASTROPHE

Die große Balkan-Trilogie, die zeitgeschichtliche Zusammenhänge Europas deutlich macht

Igor Šentjurc, **Feuer und Schwert**
848 Seiten, DM 49,80
ISBN 3-7844-2202-0
Langen Müller



Igor Šentjurc, **Im Sturm**
542 Seiten, DM 44,--
ISBN 3-7844-2314-0
Langen Müller



Igor Šentjurc, **Vaters Land**
352 Seiten, DM 49,90
ISBN 3-7844-2573-9
Langen Müller

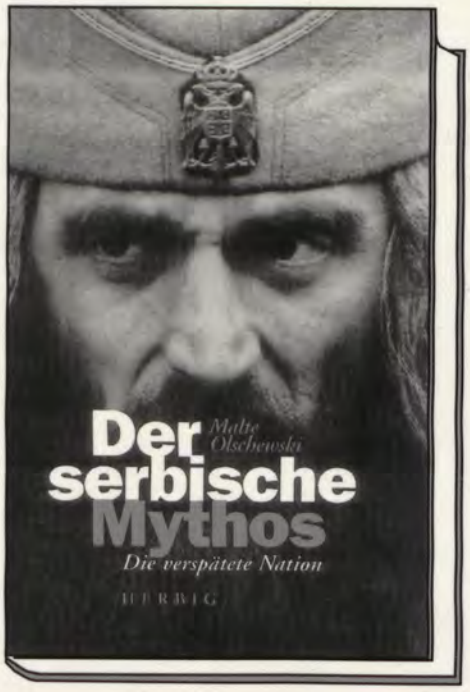
Eine große Familiensaga, die die Jahre der Zeitwende vom Untergang des alten bis zum Wiederaufstieg des neuen Europa aus den Trümmern des Zweiten Weltkriegs umfaßt. Ein kraftvoller, bilderreicher und mit großem erzählerischen Atem gestalteter Roman.

Die neue umfassende Auseinandersetzung mit den Vertreibungen 45/48

Auf eindringliche Weise wird hier an das letzte Kapitel einer unbewältigten Vergangenheit gemahnt: das Schicksal jener fast drei Millionen Menschen, die die Vertreibungen aus dem Osten nicht überlebten.

Heinz Nawratil
Schwarzbuch der Vertreibung 1945 bis 1948
248 Seiten, DM 34,--
ISBN 3-8004-1387-6
Universitas

Trauma und Wirklichkeit Jugoslawiens



Bisher dämonisierte man die Serben ohne Berücksichtigung ihrer Vergangenheit als Kriegshetzer und Mordgesellen. Olschewski aber geht auf die Suche nach den Wurzeln und Ursachen des jugoslawischen Krieges.

Malte Olschewski
Der serbische Mythos
Die verspätete Nation
478 Seiten, DM 49,90
ISBN 3-7766-2027-7
Herbig